Wandertage in Hellas

Isolde Kurz

3466
.75
395

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

ISOLDE KURZ
WANDERTAGE IN HELLAS

ISOLDE KURZ

WANDERTAGE IN HELLAS

MIT SIEBENUNDVIERZIG BILDBEIGABEN

ISOLDE KURZ

WANDERTAGE IN HELLAS

1 · 9 · 1 · 3

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

COPYRIGHT 1913 BY GEORG MÜLLER MÜNCHEN

Digitized by Google

WIDMUNG

(RECAP)
3466
.75
.395

546818

Digitized by Google

Der Parthenon von der Westseite

Mit deiner Milch, versprengte Griechin, sog ich
den Traum von Griechenland, als Wiegenlieder
umrauschten mich homerische Gesänge,
und meine dämmernden Gedanken wandtest
du Hellas zu.

Nicht Bänder und Juwelen
und was sonst Mutterlust den Töchtern schenkt,
gabst du der deinen, doch das lautre Gold
der Dichtung häuftest du auf sie und liessest
bei Göttern und Heroen sie erblühn,
die Glückliche, gabst Iphigenien ihr
zur Spielgefährtin und Antigone.

Des Lebens tiefre Schönheit lernt' ich frühe
von dir, die grossen schmerzgenährten Freuden,
und dass kein Glück der Brust genügen kann,
wenn es den Dämon nicht in uns beglückt.

Lang war dein Tag und reich an Wundern. Jauchzend
warfst du in Opferflammen dich und stiegst
verjüngt hervor. Zu deiner Höhe drangen
die kleinen Sorgen nicht, und für die grossen
gab dir dein Platon Trost. Dein Kinderherz,
das nie den hohen Ernst vom Lächeln trennte,
blühte nur seliger zwischen Gräbern auf,
denn die das Leben dir entfernte, gab
der Tod dir ganz zurück. Dir war das Altern
nur wie ein Kleiderwechsel; ewig jung
lebtest du fort mit Genien und Heroen
und wusstest nichts von Zeit. Das Siechtum kam
und brach dich nicht, es sänftigte zum Frieden
den allzuhohen Schwung der Seele nur.
Und süsser reifte deines Lebens Frucht
und höher strahlten deine Heldenaugen,
und deine Liebe hielt dich fest im Licht.
Für immer, dacht' ich, müsste sie dich halten.

Umsonst, die Stunde rann. Da, auf dem Estrich,
erscholl ein unerbetener Schritt. Du hobst
das Haupt: Bist du es, alter Thanatos?
Wohlan, ich murre nicht, doch wär' es schön,
ein Weilchen zu verziehn. — Der stand und staunte,
gerührt, dass ihn einmal, den Allverhassten,
ein Strahl des Lächelns traf. Bescheiden trat er
zurück und harrte noch im Vorgemach.

Wie heilig war dir die geschenkte Stunde.
Zu allem Lebenden sprachst du noch einmal:
Ich liebe dich! — und hobest einmal noch
zu allem Hohen, Herrlichen die Arme,
mit Genien sprachst du noch und mit Heroen,
und in die letzten Träume folgten dir
des Sophokles Gestalten. Also festlich
schiedst du hinweg, die Höhen glühten all
von deinem Licht. — Als es verglommen war,
fiel jäher Frost herab, die Welt vereiste.

— — Auf deinen Hügel, Heilige, leg' ich nun
dies Buch von Hellas, dein ist jedes Wort
und dir vertraut, du warst ja mit dabei!
Als mich die jonischen Gewässer wiegten,
als ich zum erstenmal den Pallasberg
erstieg und Salamis vor meinen Augen
aufglänzt' im Meere mit den Schwesterinseln,
vernahm ich deine Stimme, denn du sangst
und jubeltest in mir. Werd' ich auch nie
dein Auge strahlen sehn auf diesen Blättern,
weil es zur Sonne heimgekehrt, doch fühl' ich
dein Lächeln ringsumher, wenn ich dir sage:
Die schönen Mären, die dem Kinde du
erzählt, sind alle, alle wahr! Ich sah
den Isthmus, wo des jungen Theseus Hand
den Räuber Sinis zwang, ich sah die Stelle,

wo rastend sass die mütterlichste Göttin,
ich sah den Weg, auf dem Antigone
lebendig einging in des Hades Haus.
So heimatinnig sah das heilige Land
mich an, weil jeder Schritt mich dein gemahnte.
Dort gab zum erstenmal der Traumgott dich
zurück, dort schmolz das Eis, von dem ich starrte,
dort wärmte mich zuerst die Sonne wieder.

In deinen Blumenhügel, wo dein Geist
am liebsten weilt, bei der Tyrrhenerwelle,
die, wenn sie anrauscht, von der jonischen
erzählen kann, hab' ich ein Reis gesenkt,
das aufspross im Geröll der Pallasburg.
Du nahmst und sandtest es nach Mondenfrist
versechsfacht wieder, überschwenglich warst du
ja stets im Geben, und in tauiger Frühe
des schönsten Tags stand die Toskaner Magd
am Beet und rief und sagte fromm: „Ein Wunder!"
Ein Wunder wahrlich war's, denn eine Blume
war über Nacht erblüht, wie keine noch
der Boden trug, die schönste Griechenblume,
aus Sonnenschein gewoben, safranfarben
wie Festgewänder der Athenerinnen,
wenn sie, vom Reiterzug umbraust, der Göttin
den heiligen Peplos brachten. Einen Tag nur
stand sie inmitten ihrer irdischen Schwestern,

Grabrelief, Athenisches Nationalmuseum

die Fremdlingin, und schloss den Kelch für immer.

Aus mütterlichen Reichen, wo du liebend
am ewigen Wachstum schaffst, war sie gekommen
als Botin, dass du nicht vom Lethebecher
getrunken, dass auch bei den Unsichtbaren
du liebend, wirkend dich im Sein erhältst.

Forte dei Marmi, Herbst 1912.

INHALT

	Seite
TRIEST-PIRAEUS	1
ATHEN	17
AEGINA UND SALAMIS	55
ELEUSIS	73
MENIDHI-ACHARNÄ	87
KAP SUNION	97
DIE ARGOLIS	111
KORINTH UND DER ISTHMUS	143
DELPHI	157
NACH OLYMPIA	173
EIN ARKADISCHER FRÜHLINGSTAG	193
BESUCH IN THEBEN	207
CHALKIS	225
LETZTE TAGE IN ATHEN	235

TRIEST — PIRAEUS

Digitized by Google

KALT bläst der Wind aus dem Karstgebirge, zerfetzte graue Wolken ziehen über den Himmel, nur auf Schloss Miramar liegt Sonnenglanz, während wir durch den unruhigen Wellengang des Hafens von Triest ins offene Meer steuern.

Unser „Baron Beck" vom österreichischen Lloyd ist überfüllt mit Reisenden, die sich zum Orientalistenkongress nach Athen begeben. Da die Gelegenheit so einzig günstig ist, hat meine alte Schutzherrin Pallas Athene auch mich im Handumdrehen zur Orientalistin umgeschaffen und mich mit der Kongresskarte, vor der sich alle Riegel öffnen, auf dem „Baron Beck" eingeschifft. Zum Begleiter gab sie mir meinen alten Freund Ernestos, der mich in meiner Frühzeit die griechischen Dichter im Urtext lesen lehrte und mir schon damals den Traum von Griechenland träumen half. Als klassischer Philologe konnte er sich in aller Eile noch vor Abgang des Schiffes in den Besitz von so viel Neugriechisch setzen, als wir beide an Ort und Stelle brauchen werden.

Das Festland ist schon weit zurückgeblieben, aber meine alten Dolomiten leuchten mir noch in nie gesehenem Glanze, bis tief herab mit Schnee bedeckt. Gleich ungeheuren silbernen Riesenburgen stehen sie über der Küste und schauen uns noch stundenlang nach. Wie die letzte Abendsonne über ihnen versprüht, wird das Meer dunkelstahlblau mit weissen Schaumkronen. Links im Osten erscheint seltsam unwirklich der istrische Küstensaum mit dem dunklen Strich der niedrigen Bergwälder, hinter denen der Monte Maggiore aufragt, und dem Leuchtturm auf vorgeschobener Spitze; gegenüber in klarerer Zeichnung das gebirgige Ufer Italiens. Doch bevor die mit Ungeduld erwartete Küste von Dalmatien in Sicht kommt, versinkt alles in Dunkelheit.

Ein Blick in meine Kajüte hatte mir zeitig jede Hoffnung auf Nachtruhe benommen. Das Schiff war so voll, dass man unser viere in den engen Raum gepfercht hatte. Jetzt fand ich darin noch einen Turm von Hutschachteln allerneuesten Umfangs aufgebaut, jeden Zollbreit Fussboden mit Kleidungsstücken besät, und eine Luft, die nicht zu atmen war. Ich beschloss also, die Nacht auf Deck zu verbringen, und Freund Ernestos, in dessen Kajüte die Dinge nicht viel besser standen, leistete mir Gesellschaft. Um Mitternacht wurde der Wind so stark, die Feuchtigkeit so durchdringend, dass wir uns die Lehnstühle nach dem leeren unteren Schiffsraum, der als dritte Klasse benutzt wird, bringen liessen. Dort lagen nur wenige vermummte Gestalten, die ich zuerst für Säcke hielt, in der Ecke auf Pritschen umher. Doch nach einer Stun-

de war auch dort der feuchtkalte Zugwind unerträglich geworden, und es blieb uns nichts übrig, als uns in unser Geschick und in unsere Kabinen zu fügen. Ich hatte noch einen Schwerttanz zwischen den aufgerichteten grossen Stahlspiessen der am Boden liegenden Hüte auszuführen, ehe ich auf der Leiter mein Bett erklomm.

Durch überlautes Geschäker in triestinischem Italienisch vor der Zeit geweckt, bot sich mir der unerfreulichste Anblick: zwei Damen waren von der Seekrankheit stumm und regungslos niedergestreckt; die dritte Lärmende, die zu einer der Stillen sprach, hatte sich des gemeinsamen Waschgeräts und aller übrigen Gebrauchsgegenstände in einer Weise bemächtigt, die es unmöglich und auch nicht mehr wünschenswert machte, sich derselben gleichfalls zu bedienen. Meine höfliche Bitte um etwas Platz hatte eine unhöfliche Antwort und vermehrte Ausbreitung ihrerseits zur Folge. Keine Rettung, als den Ort zu räumen und mich ins Badekabinett zu flüchten, wohin mir bald eine Dame aus Berlin nachkam, die gleichfalls vor ihren Zellengenossinnen floh. Welche Aussicht auf die drei weiteren Nächte, die noch an Bord zu verbringen waren!

Der ganze Tag vergeht uns auf hoher See. Man sieht nichts als die schwarzblaue, geheimnisvolle Flut, die um das Schiff her durch den vorquellenden Schaum weisslich geädert erscheint, ein seltsamer Anblick, wie wenn farbiger Marmor flüssig geworden wäre. Um 11 Uhr nachts wird in Brindisi angelegt: viele Lichter am Quai, italienischer Hafenlärm, durchtönt vom Gesang deutscher Matrosen, dann wird eine Treppe niederge-

lassen, und zu unserem Schrecken ergiesst sich noch ein ganzer Strom von Orientalisten in unser Schiff, die alle bis Patras mitfahren wollen, aber keine Kabinenplätze bekommen können. Esszimmer und Rauchsalon werden zu Schlafsälen für die Herren verwandelt; wo die Damen unterkommen, bleibt ein Rätsel. Ich quartiere mich im Badekabinett ein, wo mir der Stewart auf meine Bitte ein Brett mit Kissen über die Wanne legen lässt, weil ich unter keinen Umständen mehr mit der triestinischen Huldin in einem Raume schlafen will.

Das Gute hat ein solches Lager, dass man am Morgen nicht verschläft. Ich bin in der Frühe unter den ersten auf Deck und staune die Berge von Albanien an, die sich in herrlichen Formen zu unserer Linken erheben, lichter, zarter als irgend etwas je im Süden Gesehenes, wie aus zartgrauem Duft gewoben. In Santi Quaranta wird angelegt. Hier ist schon der Orient. Eine Menge Albanier in der bekannten malerischen Tracht kommen an Bord, ein gebundenes Lämmchen mit sich führend, das sie, wie ich fürchte, unterwegs zu verzehren gedenken, denn Ostern ist vor der Tür. Diese ganze bunte Welt wird unten in der dritten Klasse verstaut und verschwindet zunächst unseren Blicken.

Am Mittag erreichen wir die schöne Bucht von Korfu, die der stolze Pantokrator überragt. Bevor wir einfahren, erleben wir eine sonderbare Ueberraschung. Aus der Tiefe des Schiffes tauchen erst einzeln, dann in immer wachsender Anzahl korfiotische Bootsleute

und Träger auf, die uns geräuschvoll in italienischer Sprache ihre Dienste für die Landung anbieten. Es ist, als hätte das Meer sie auf unser Schiff gespien, denn wir sind noch weit vom Land, und man begreift nicht, wo sie herkommen. Als wir uns der Einfahrt nähern, hat ihr Ansturm etwas Betäubendes und so Gewalttätiges, dass man meinen könnte, wir seien von Piraten gekapert. Erst später in Griechenland, wo der gleiche Vorfall sich vor jeder Landung wiederholte, erfuhr ich, wie es die Leute mit Hilfe der Matrosen fertig bringen, sich an einem ausgehängten Seil schon auf hoher See in den fahrenden Dampfer einzuschwärzen.

Beim Ausbooten in Korfu wird das Drängen und Schreien dieser Wilden nur immer ärger; man muss achtgeben, dass man nicht von der Schiffstreppe ins Meer gestossen wird. Wir lassen uns zu Wagen, denn die Zeit ist knapp, in die schöne Phäakeninsel hineinführen. Die Fahrt geht zwischen üppigen Olivenhainen durch, doch scheint mir der vielbewunderte Oelbaum von Korfu nicht mächtiger als der im Luccheſischen. Grüne Wiesen und Weideplätze, von Agaven umsäumt, wechseln mit dürrem Ackergelände, dessen lockere, gelbliche Scholle aussieht, als wolle sie sich in Staub auflösen. An den Rainen blüht viel stark riechender Asphodelos, der aber bei weitem nicht die Höhe des römischen erreicht. Zuerst wird beim Achilleion haltgemacht, das wir nicht betreten können, weil die Kaiserflagge darüber weht. Darauf lässt man uns noch die Aussicht von Gasturi bewundern, und dann geht es im Trab nach der Spitze einer

Landzunge, die von einem dort aufgestellten alten Geschütz Canone heisst. Von hier aus zeigt man die Bucht, wo der Stromgott den vom Schwimmen erschöpften Odysseus freundlich ans Gestade rettete, und wo dann die königliche Jungfrau Nausikaa sich des Verstürmten erbarmte. Das reizende, ganz mit Zypressen bewachsene Felseninselchen Pontikonisi (Mäuseinsel), das zwischen dem offenen Meere und einer tiefen Einbuchtung gerade Canone gegenüber liegt, galt von alters her für das Phäakenschiff, das der Meergott zur Strafe für die Rettung des Odysseus auf der Heimkehr im Angesicht aller Phäaken versteinerte. Deutsche wollen darin auch Böcklins „Toteninsel" erkennen, die so viele Vorbilder in der Natur hat und doch ganz aus der Phantasie des Künstlers entsprungen ist. Eine hesperische Scholle, dieses Korfu oder Kerkyra, wie es jetzt wieder heisst, das mich wie ein abgesprengtes, verklärtes Stück Italien anmutet. Noch sehe ich nichts, das meiner erhabeneren Vorstellung von griechischer Landschaft entspräche.

Bei einem kleinen Ausgrabungsfeld neben einer Kirche wird noch einmal haltgemacht, und wir besichtigen auch den neuen Fund, den sie schon ins Museum verbracht haben: einen grotesken archaischen Gorgonenfries, der die griechische Kunst einmal von der Seite wilder Phantastik zeigt.

Mehr will die knappe Frist uns nicht gewähren. Der „Baron Beck" hat schon das erste Zeichen gegeben, und braune Phäakensöhne, die ihren ‚ruderberühmten' Vorfahren Ehre machen, führen uns durch hohen Wogengang flink und sicher zu unserem Schiff zurück.

Langsam geht die Fahrt auf der schmalen Wasserstrasse zwischen der langgezogenen korfiotischen Küste, die im Vorüberfahren immer neue Gestalten annimmt, und den schönen Bergen von Epiros hin. Bis wir das offene Meer erreichen, sinkt schon der Abend.

Inzwischen ist es unten, wo die Albanier verstaut sind, lebendig und laut geworden. Solange es hell war, hockten sie schweigend am Boden und spielten Karten oder schliefen. Jetzt sind sie mit einemmal auf den Beinen und geben sich dem Genusse des Tanzes hin. Zuerst dreht sich nur ein Soldat zum rhythmischen Händeklatschen der anderen, bald aber tanzt ein ganzer Reigen junger Männer Hand in Hand, in langsamen Bewegungen, hinter denen man doch eine verhaltene Leidenschaft fühlt, zu halblautem Gesange. Alle anderen, Männer und Frauen, umstehen sie in gespannter Aufmerksamkeit, und wir Passagiere sehen unter der offenen Tür gleichfalls zu, bis uns der Brodem vertreibt, den diese zusammengekeilte, knoblauchduftende Menschheit ausströmt. Unterdessen sind die Sterne aufgegangen. Die Inseln Paxos und Antipaxos sind das letzte, was sich deutlich erkennen lässt.

Als Paxos in Sicht kam, sagte eine Stimme auf unserem Schiff: „Der grosse Pan ist tot!“ und weckte in unseren Herzen das Echo der rätselhaften Klage, die einst über dieses Wasser erscholl. In den Tagen des Tiberius, wo das alternde Hellenentum in sich selbst erseufzte wie ein morscher Baum, der den ersten Axthieb spürt, da geschah es, dass ein griechisches Handelsschiff mit vielen Reisenden, das nach Italien wollte, plötzlich durch eine Windstille in der Nähe dieser In-

seln festgehalten wurde. Es war Abend wie heute, aber die meisten waren noch wach und tranken, als man plötzlich von Paxos her eine Stimme vernahm, die den Steuermann, einen Aegypter mit Namen Thamûs, anrief. Darüber verwunderten sich alle, und Thamûs, dem die Sache nicht geheuer war, gab erst auf den dritten Anruf Antwort, worauf es mit angestrengter Stimme herüberrief: „Wenn du Palodos vorüberkommst, so melde, dass der grosse Pan gestorben ist.“ — Die an Bord befiel ein Schauder, und alle ratschlagten, ob das Gebot auszuführen sei oder nicht. Der Steuermann aber entschied, wenn der Wind günstig sei, so wolle er still an dem Ort vorüberfahren, trete aber eine Windstille ein, so wolle er tun, wie ihm geheissen sei. Als sie zur Stelle kamen, flaute der Wind von neuem ab, und alle Segel hingen schlaff, da rief der Steuermann Thamûs vom Hintersteven nach dem Lande: „Der grosse Pan ist gestorben!“ Alsbald erhob sich ein gewaltiges Jammern und Stöhnen, mit Lauten des Erstaunens untermischt, nicht wie von einem einzelnen, sondern wie von einer ganzen Volksmenge. Der Vorfall, der durch die vielen Zeugen in Rom bald ruchbar wurde, verbreitete eine allgemeine Bestürzung, und selbst in das verschlossene Gemüt des sphinxenhaften Tiberius schlich das Grauen, dass er seine Philosophen zusammenrief, um mit ihnen über die Sache zu grübeln; denn was kann es für den Menschen Unheimlicheres geben, als wenn er seine Götter sterben sieht!

Mein Herz aber gab Antwort jener Stimme auf unserem Schiff und sagte:

Der grosse Pan ist nicht tot, der grosse Pan kann

Der leukadische Fels

niemals sterben. Habe ich ihn nicht selber so manchen Sommertag am glühenden Strande des Mittelmeers im Schilficht sitzen sehen und zugehört, wie er auf seiner Hirtenpfeife den Reigen des grossen Stirb und Werde spielt? Der grosse Pan lebt, nur dass er nicht mehr in bocksfüssigem Unverstand einhertollt mit Nymphen und Hirten. Schön und schreckhaft thront er, wie ihn Signorelli gemalt hat, den Sternenmantel um die Brust geschlagen, oben Gott und unten Tier. Die Jugend bringt ihm ihre Sehnsucht, und das Alter bringt ihm seine Leiden, alle Erinnerungen wollen zu ihm, und alle Träume suchen ihn, er aber lächelt sein unnennbares Lächeln und erwidert auf alles: Ich weiss es. Seine Augen blicken schmerzvoll, und eine tragische Glorie strahlt um sein Haupt, weil der Unvergängliche nur Vergänglichen das Leben gibt. —

Mond und Sterne auf dem Jonischen Meer. Unsere Geschwindigkeit ist jetzt so gross, dass das Wasser reissender als der reissendste Strom an uns vorüberschiesst. Seine grossen Wogen sind schwarzblau, von weissem Schaum übergossen. Man könnte schwören, dass sie es sind, die so wild hinrasen, nicht wir, sie fordern unwiderstehlich zum Wettlauf auf, und man kommt taumelnd am Ende des Schiffes an, indes die eben durchgeschlüpfte Welle schon weit entfernt ist; wie der Augenblick dahinterbleibt mit dem, was eben noch unser war, während wir unaufhaltsam vorwärts ins Dunkle rasen.

Mehr eine Ahnung als ein Gesichtsbild taucht zu unserer Linken die Insel Leukas auf mit dem geisterhaften Felsen, in dessen Nähe Homer den Eingang zum

Hades kannte. Umschwirren ihn wohl soeben die Seelen der Freier, die Hermes mit erhobenem Stab zu den Asphodeloswiesen der Unterwelt führt? Oder wälzt die unter ihm brandende Welle die Leiche der Sappho mit sich, die hier von ihrem Liebesgram die Heilung fand? Wir brauchen es ja heute nicht zu wissen, dass auch der Todessprung der Lesbierin vom leukadischen Felsen in das Reich der Fabel gehört.

Die Erscheinung ist vorüber. Jetzt ist nichts mehr vorhanden als der hundertäugige Sternenhimmel und die nachtschwarze Woge, die unter uns hinrauscht.

Auch auf unserem Schiff ist schon alles zur Ruhe. Nur aus den Maschinenräumen dringt Licht, und oben flattre ich noch allein als nächtlicher Schemen auf dem Verdeck in Dunkelheit und wachsender Kälte. Vielleicht dass ich heute doch in der Kajüte schlafen kann, denn unsere Zahl hat sich vermindert. Ich öffne leise die Tür. Aber die Luft, die mir da entgegenschlägt, treibt mich alsbald wieder hinaus und in das Badekabinett. Ich besteige meine Pritsche auf der Wanne und denke an den göttlichen Dulder, der vor mir diese Wasser befahren hat und der manchesmal noch viel schlechter gebettet war.

Die aufgehende Sonne findet uns im Hafen von Patras, der von Dampfern und Seglern aller Nationen bedeckt ist. In der kühlen Morgenbeleuchtung erscheint das Meer grün mit weissen Kämmen. Drüben am ätolischen Ufer erhebt sich der schönste Berg, den ich jemals gesehen habe; seine Formen sind so kühn und edel, dass er das Auge nicht loslässt. Er heisst Warássowa, aber im Alterum trug er den Namen Chalkis, der

ihm besser stand. Neben ihm ragt ein zweiter, beinahe ebenso schöner, der Klókowa.

Bis ich auf Deck steige, sind unsere Reisebekannten schon alle verschwunden und mit ihnen die Mehrzahl der Passagiere, die sämtlich auf dem Landweg nach Athen wollen. Vor uns liegt jetzt der schönste Teil der Fahrt, die Umschiffung des Peloponnes, die wegen der Winde am berüchtigten Kap Matapan oder Tänaron von minder seefesten Reisenden lieber vermieden wird. Dies der Grund, warum wir nur noch wenige Köpfe an Bord sind — wenigstens scheint es so, da alle Kajüten der ersten und zweiten Klasse leer stehen. Aber was ist das für eine neue Gesellschaft, die mit einem Male die leeren Plätze auf Deck besetzt? Der Orient, den wir ganz vergessen hatten, ist aus dem Bauche des Schiffes ans Tageslicht gedrungen und macht sich breit, wo eben noch europäische Kultur geherrscht hat. Schlanke, kräftige Männer und schönäugige Frauen, in buntgestreifte Decken gehüllt, liegen auf allen Lehnstühlen und am Boden umher, ein Anblick voll Reiz, den man jedoch lieber aus der Entfernung bewundern möchte. Hätte ich nicht gesehen, mit welchen Strömen von Meerwasser die Schiffsjungen jeden Abend die Planken des Verdecks überfluten, so müsste ich mich fragen, wie der „Baron Beck" jemals wieder europäische Gesellschaft beherbergen soll. Es sind auswandernde Albanier mit ihren Familien, die in Konstantinopel Arbeit suchen. Möge ihnen das Schicksal günstig sein. Mit welcher Genügsamkeit sie leben, haben wir schon gestern durch die grosse Luke des Verdecks beobach-

ten können. Nur muss ich leider feststellen, dass das Lämmchen unterdessen verschwunden ist.

Mein Reisegefährte hat sich mit erhöhtem Eifer in Grammatik und Wörterbuch versenkt, seit in Kerkyra die ersten griechischen Laute sein Ohr erreichten. Ich suche mir den albanesenfreiesten Winkel im Schiff und bin für diesen ganzen Tag nur noch Auge.

Alles ist strahlend und tiefernst zugleich. Selbst das Meer ist noch schöner geworden, seitdem es sich das jonische nennt; die Wellenkronen heben sich in noch vollendeterer Form wie in dunklen Stahl getrieben, eine flüssige, immer wechselnde Metallplastik. Jonische Inseln, Vorhallen des Tempels Hellas. Durchsichtig und blassschimmernd wie Opale liegen sie da in ihrer Morgenschönheit, so fein von Form und so zart von Farbe, wie das gepriesene Schönheitsland Italien nichts Gleiches hat.

Für einen kurzen Augenblick ist Ithaka aufgetaucht; jetzt gleiten wir an Kephallenia hin und staunen lange das stilvoll kühne Bergprofil seiner südöstlichen Spitze an, das sich von beiden Seiten in gleichgeschwungenen Bogen nach dem Meere senkt und in der Mitte in einer breiten, turmartigen Erhöhung gipfelt. Dann erscheint Zante oder Zakynthos, bei Homer die „wälderreiche", von hier aus fast kahl mit schroffer Gebirgskette und steilen Vorhügeln, und ihr gegenüber am elischen Ufer das Kap Chelonatas. Und nun für lange Zeit nichts mehr als Wasser und Himmel, bis die messenische Küste ins Meer heraustritt, vom Aegaleon gekrönt. Es geht der Insel Sphakteria und der Bucht von Navarin oder Pylos entgegen. Welch eine Gruppierung von mächtigen Inselmassen mit ausgewaschenen Steilkü-

sten, die Höhlen und Felsentore bilden, von flachgewölbten grünen Inselchen, von breiten und schmalen Wasserstrassen, von phantastisch gezackten, korallenähnlichen Klippen im Meer, um die ringsher eine weiss aufblitzende Brandung wogt. In diesem Gewässer wurde 1827 die Freiheit Neu-Griechenlands geboren; vielleicht fahren wir eben jetzt über Trümmer der zerstörten Türkenflotte hin. Am Festland ragt auf steiler Höhe ein altes Venetianerkastell mit derbem Mauerwerk und Zinnen. Navarin hiess der Ort noch im vorigen Jahrhundert, aber heute wieder mit seinem alten Namen Pylos. Dort hat man von alters her den Wohnsitz des greisen Nestor gesucht, doch von dem sandigen Gestade, das man nach Homer erwarten muss, ist wenigstens von hier aus nichts zu sehen. Schon halb im Dämmerungsschleier tauchen neue Berggestalten auf, die sich nicht mehr erkennen lassen. Das Dunkel sinkt, und das Meer wird öde. Aber oben sieht mit tausend Augen der Himmel von Hellas nieder.

Hast du es denn deinem Schicksal wirklich zugetraut, kleingläubiges Herz, dass es dir vergönnen würde, im Piraeus zu landen? Sahst du es nicht bis zum Augenblick der Abfahrt lauern, wie es dir schnell noch den Plan vereitle? Und als du auf hoher See schwammst, warst du nicht darauf gefasst, dass es sich noch als Schiffbruch neidisch zwischen dich und dein Ziel stelle? Siehe, kleingläubiges Herz, nun bist du schon in den griechischen Gewässern, und nur e i n e Nacht trennt dich noch vom Anblick Athens. Wenn dich jetzt noch etwas kränkt, so ist es nur der Gedanke, dass du zwischen Kap Malea und der Kythereinsel

durchfahren wirst, ohne sie zu sehen, von den myrtoischen Wellen in Schlummer gewiegt.

Aber wohl tut es doch, jetzt endlich in der vierten Nacht wieder einmal auf einem menschlichen Lager zu ruhen und im Alleinbesitz der Kajüte zu sein.

Zwar die Albanier, die immer ungebundener unser Schiff durchschwärmten, und deren Neugier so gross war, dass sie sogar, während wir speisten, die Köpfe durch die Fenster des Esssals streckten, schufen mir einiges Bedenken, denn es widerstrebte mir, die Kajütentür zu verriegeln. Aber ich schob meinen Schiffskoffer vor den offenen Ausgang, befahl meine Habe Gott und entschlummerte friedlich.

Der Niketempel und die Propyläen vor ihrem im Jahre 1910 begonnenen Wiederaufbau

ATHEN

IM Angesicht der attischen Berge bin ich erwacht, Dieses noch blauere Wasser ist der Saronische Golf mit Kap Sunion und den Inseln Aegina und Salamis; wir dampfen schon dem Piraeus entgegen. Unsere Augen suchen und finden die Akropolis. Jetzt werde ich niemals mehr das Schicksal neidisch nennen.

Was ist das für ein längliches, schroffes, völlig nacktes Inselchen, das sich ganz nahe zu unserer Linken wie eine Schranke vorlegt und auf seinem vordersten, nach Athen gewandten Ende den Leuchtturm trägt? Eine innere Stimme nennt mir augenblicklich den Namen, aber mein Mund wagt ihn nicht auszusprechen, so überwältigend ist die Gewissheit dieser Nähe. Nur halblaut treten mir die Worte des Aeschylos auf die Lippen:

Ein kleines Eiland liegt vor Salamis,
Zur Landung schwierig, wo auf steilem Strand
Der reigenfrohe Pan zu wandeln liebt.

Hier an dem Felsen der kleinen Psyttaleia brach sich die ungeheure Macht des Perserkönigs, und aus den

salaminischen Gewässern, die dahinter wogen, stieg ein neues und schöneres Hellas herauf.

Vor der Einfahrt in den Piraeus wiederholt sich der Ueberfall von Korfu: die Träger und Bootsleute kommen in Masse an Bord, bevor das Schiff anlegt. Gedränge, Geschrei, aber diesmal in griechischer Sprache, Boote, die um uns her wimmeln wie hungrige Haie. Wie werden wir uns jetzt durchschlagen? Da tönt schon aus einem Boot mein Name herauf, und ein Kommissär schwingt mir ein Brieflein entgegen, indem er mir auf französisch zuruft, zu warten, bis er an Bord komme und uns hole. Ein gutes Zeichen zum Einstand, das uns gleich das Gefühl des Fremdseins nimmt. Aus dem Brieflein erfahre ich, dass hilfreiche Hände unseren Weg geebnet haben und dass für unser Unterkommen in der überfüllten Stadt auf das beste gesorgt ist. Wir werden mit unseren Koffern ausgebootet, im Eilschritt durch das Zollamt geführt, in einen zweispännigen Wagen gesetzt und rollen auf der Piraeusstrasse nach Athen hinein.

Scharfer Wind, der uns entgegenweht, unendlicher Staub auf schattenloser Strasse, dürftiger Baumwuchs, harte magere Ackerscholle, deren gelbgraue Farbe sich an Häusern und Gemäuer wiederholt, das ist der erste Eindruck vom attischen Boden. Aber von oben sieht tröstlich die Akropolis herunter. Der kleine Fluss, den wir eben überschritten haben, kann kein anderer als der Kephissos sein. Dort glänzt schon eine Grabstele zwischen den Bäumen durch, und ich erkenne im Vorüberfahren den herrlichen Stier vom Dipylon. Sonst ist alles noch so verwirrend. Die fremde Sprache, an deren le-

bendigen Laut das Ohr noch nicht gewöhnt ist, wogt um uns her wie ein unschiffbares Meer. Nicht einmal die Aufschriften an Strassen und Läden lassen sich mit einem Blicke lesen, sie wollen entziffert sein. So erreichen wir das Hotel auf dem Omóniaplatz, wo für uns die Zimmer bestellt sind, und unsere erste Sorge ist jetzt, die Uhren vorzurücken, die gegen die griechische Zeit um fünfunddreissig Minuten nachgehen.

Der *Mégas Aléxandros* oder Alexandre le Grand ist ein gutgeführter Gasthof zweiten Ranges, der sich über die Dauer des Kongresses mit den Preisen des ersten schmückt. Die Verständigung macht keine Schwierigkeit, denn der Portier, ein Grieche mit seltsam unveränderlichem Lächeln, wie das der Krieger vom Aeginetengiebel, spricht vollkommen deutsch, und der Zimmerkellner, der uns als zweiter in Empfang nimmt, kann einige Brocken französisch, wogegen der Ephebe, der die Stelle des Stubenmädchens vertritt, nur griechisch versteht. Hier ist Rhodus, hier heisst es tanzen. So oft ich etwas brauche, muss ich mir zuvor bei Freund Ernestos, der selber auf dem glatten Boden des Neugriechischen die ersten Gehversuche macht, die nötigen Wörter holen, ehe ich zu klingeln wage. Dann hört der Jüngling mich mit tiefer Hochachtung an, und wenn ihn die Lachlust überwältigt, so entschlüpft er wie ein Wiesel. Wie soll man sich auch gleich zurechtfinden in einem Lande, wo nicht einmal die Post mehr „Post", sondern *tachydromeion* heisst? Dafür ist die Anrede *Kyría*, die mich überall empfängt, wie ein schönes neues Kleid, in dem die Trägerin sich selbst als eine neue Person erscheint. Noch wundersamer mutet es

mich an, dass mein Reisegefährte der Kyrios ist, ein Wort, das ich sonst nur in bezug auf das höchste Wesen kannte.

Von meinem Zimmer geht der Blick über eine gerade Strassenflucht hinweg unmittelbar auf die Akropolis mit Parthenon und Erechtheion. Unter dem Fenster aber senkt sich's schwarz in eine mit kleinen Eisenbahnwagen ausgefüllte Tiefe; das ist der Piraeusbahnhof, zu dem man auf vielen Stufen von der Athenastrasse hinabsteigt.

Sobald die langwierige Mittagstafel aufgehoben ist, wandern wir durch das im Festschmuck prangende Neu-Athen dem Pallasberg entgegen. Zu verfehlen ist er nicht; in gerader Linie führt die Athenastrasse auf ihn zu. Bald tut ein Platz mit byzantinischer Kirche sich auf, und gleich danach finden wir uns vor den Säulen der Stoa des Hadrian. Stünden sie irgendwo auf italienischem Boden, so würden wir gewiss nicht vorübereilen; aber jetzt zieht es uns unaufhaltsam weiter. Der Weg hebt sich schon, da wird unsere Eile durch einen sonderbaren Lärm unterbrochen. Aus niedrigen, doppelt vergitterten Fenstern werden lange Holzlöffel vorgestreckt, und Stimmen tönen aus der Tiefe: *grazia, Madama, grazia!* Erstaunt stehe ich still, was diese italienischen Laute auf griechischem Boden bedeuten. Sind es Sträflinge, Kranke oder Irre, die man hier eingesperrt hält? Ich legte ein Geldstück auf einen der Löffel. Jetzt aber wurde das Geklapper der anderen betäubend, und es heulte herauf wie die Stimmen von hundert Dämonen: *grazia, Madama!* dass ich voller Schrecken davonlief, während mir noch die ganze

Opferstiere aus dem Panathenäenfries

Strasse herauf das Geheul: *grazia! grazia!* nachfolgte. Später bestätigte sich meine erste Vermutung, die mir selber zu unwahrscheinlich erschienen war: es sind wirklich Gefangene, denen verstattet ist, auf diese Weise ihre lange Musse zu verkürzen.

Akropolis, mit was ergreifst du zuerst die Seele der Herannahenden? Sind es deine Mauern, deine nackten Schroffen, über die dich einst die Perser erstiegen, Unersteigliche? Ist es der gewaltige dorische Ernst des Parthenon, die leichte jonische Grazie des Erechtheion? Nein, es ist der Duft deiner Kamillen, den du den Wallfahrern schon von weitem entgegensendest, der unbeschreibliche, balsamische, wie ihn die Kamille nirgends sonst auf Erden aushaucht, und der auch den Honig vom Hymettos so lieblich macht. Niemals hätte ich geglaubt, dass der Götterberg mich überraschen könne; ich hatte ihn ja so oft im Geiste durchwandelt, bevor ich ihn mit Augen sah, und kannte ihn aus Rissen und Bildern wie mein eigenes Haus. Und nun überrascht er mich doch durch den ambrosischen Wohlgeruch, der von ihm ausströmt wie von der Tafel der Unsterblichen, und durch das tiefe, satte Leuchten der Blumen, mit denen er seine nackten Flanken schmückt. Wo trägt sonst der rote Mohn ein solches seidenes Prachtgewand, dessen dunkles Feuer fast ins Schwärzliche geht? Wahrlich, auch die Stadt am Arno, die sich nach der Blume nennt, bringt nur irdische Blumen hervor; diese hier sind wert, dass die olympischen Götter sich mit ihnen kränzen.

Kyria! Kyria! sagt ein feines Stimmchen neben mir, und ein kleines athenisches Mägdlein mit schönen dunk-

len Augen, das mit andern Kindern gespielt hat, steht vor mir und überreicht mir einen Strauss. Wie ich mich zu ihr niederbücke, fasst sie mich bei der Hand und gibt mich nicht mehr frei. Aber ich lasse mir's gern gefallen, denn die kleine Anmut ist unwiderstehlich. Strahlendere Kinderaugen habe ich nie gesehen, und ihr Stimmchen ist wie Honigseim. Gleichzeitig hat ein etwas grösserer Junge sich des Kyrios in ähnlicher Weise bemächtigt, und beide geben zu verstehen, dass sie uns etwas ganz besonders Schönes zeigen möchten. In ihrem Gebaren liegt so gar keine Zudringlichkeit, sondern nur das Bestreben, gefällig zu sein, sich als wohlerzogene Kinder des Hauses — denn sie wohnen ja unterhalb der Akropolis — den fremden Gästen angenehm zu erweisen, dass wir uns gänzlich bestricken lassen und mit ihnen gehen, wohin sie wollen. So schleppten sie uns voll Eifer über Gräben und Steinbrocken den steilen Burgberg gerade hinan zu einer Grotte hoch oben im Fels — irgendein altes Heiligtum, das jetzt als Tabernakel dient — und erzählten dabei, möglichst deutlich und langsam, damit wir gut verstehen sollten, eine jedenfalls sehr wichtige Geschichte, die mir aber leider gänzlich dunkel blieb, und für die sich auch der Wörtervorrat meines philologischen Freundes noch als ungenügend erwies. Doch die kleinen Geschwister liessen sich dadurch nicht stören, sie plauderten weiter und hielten uns auch beim Abstieg immerzu mit ihren kleinen, aber starken Händchen fest, als ob es ihre Pflicht wäre, uns zu behüten, dass unser Fuss an keinen Stein stiesse. Ungern machten wir uns endlich von ihnen los, eine kleine Gabe zurücklassend, und sie wink-

ten noch lange und riefen Grüsse nach, während wir uns entfernten.

Am Propyläenaufgang sitzen die Phylakes oder Kustoden, die von dem Eintretenden keinen Zoll erheben. Zu allen Kunstschätzen, Sammlungen, Denkmälern von Griechenland ist der Eintritt alle Tage frei. Das versetzt den Besucher gleich in eine reine Stimmung, als ob dies alles noch dem Leben angehörte.

Jetzt, wo der lebenslange Wunsch dem Ziele naht, bangt der Seele fast vor dem Augenblick der Erfüllung. Wird das sterbliche Gefäss imstande sein, soviel Glück in sich aufzunehmen? Werden wir nicht am Ende beschämt und hilflos dastehen, unfähig all die Grösse und Schönheit zu fassen? Wird nicht irgendein unheiliger Zufall den Augenblick entweihen? Siehe, nichts von dem allem geschieht. Die Propyläen tun sich auf mit dem kleinen Niketempel davor, das Herz sagt still und freudig: So musste es sein! und ergreift mit Sicherheit Besitz von seinem Eigentum.

Ein ungeheures Trümmerfeld, aber was aufrecht steht, ist noch ungeheurer und übertönt mit seiner gewaltigen Harmonie die Dissonanz der Zerstörung. Athen, du Niobe, da liegen sie um dich her, alle deine Kinder, dein Schoss wird keine neuen erzeugen, er ist versteinert. Die Propyläen, der Parthenon! Uebermächtig steht er auf der höchsten Erhebung der Burgfläche, der Längstgekannte, heute doch der Neue, weil die Sonne von Hellas über ihm scheint und im Hintergrund der Lykabettos die trotzige Stirn erhebt, Hymettos, Pentelikon und Parnes in weitem Bogen den Götterberg umstehen. Und dort das reizende Erechtheion mit der

Korenhalle, die so leicht und luftig sich aufbaut, dass das Gebälk die schönen Trägerinnen nicht beschweren kann. Alles, wie ich es kannte, und doch so völlig anders. Keine Vorbereitung gibt einen Begriff von der Wirklichkeit. Dennoch sei die Vorbereitung gesegnet, die das Zurechtfinden erleichtert und der Seele gestattet, gleich in die Musik dieser Linien einzustimmen, ohne dass sie erst den Ton suchen muss. Die sterbliche Natur hat ohne das ihren Zoll zu bezahlen. Denn das Licht, das um all den Marmor flutet, ist überwältigend, und der reine staublose Götterwind umweht uns mit solchem Ungestüm, dass wir Mühe haben, uns seiner zu erwehren. Der Boden ist geglätteter lebendiger Fels mit kleinen Strecken von dünnem Erdreich, worauf ein wenig Gras und eine überschwengliche Fülle wilder Blumen wächst. Was gibt nur der Kamille, die sonst so bittersüss und widrig riecht, dieses zauberische Aroma? Nun möchte ich am liebsten die Augen schliessen, um noch gar nichts zu sehen, und zu Füssen des Parthenon mein Haupt in die Blumen vergraben. Aber der Panathenäenfries da oben an der Cellawand erlaubt es nicht. Welch eine Herrlichkeit! Der Sturmwind, der immerzu durch die Akropolis braust, ist auch in diese stürmischen Reitergestalten gefahren; die Pferde bäumen sich, die Mäntel fliegen, es ist in allen die gewaltigste Bewegung. Nur in der Mitte steht ein Mann, den Fuss auf einen Stein gestützt, und sieht erwartungsvoll der Feierlichkeit entgegen. —

Hier enthüllt sich gleich das eigenste Wesen der griechischen Kunst, die niemals einen abstrakten oder weit hergeholten Gegenstand zum Inhalt hat, sondern sich auf

Reitergruppe aus dem Panathenäenfries

den Boden, den sie schmücken soll, unmittelbar bezieht, ihn feiernd und verklärend. Der Festzug, der sich zu Ehren der Schutzgöttin alle vier Jahre lebendig hier vorüber bewegte, oben ist er in Stein von der Hand des Phidias für die Ewigkeit festgebannt. Auf dem Westgiebel, von dessen plastischem Schmuck noch Spuren erhalten sind, war der Streit Poseidons mit Athene um den attischen Boden dargestellt, und jener segensreiche Wettstreit hatte für den gläubigen Griechen wenige Schritte entfernt, beim Erechtheion drüben, in Wirklichkeit stattgefunden. Dort grünte ja damals der heilige Oelbaum, Athenes unschätzbare Gabe an das dürftige Attika, der am Tag nach dem Perserbrand schon wieder einen armlangen Schössling aus der Erde getrieben hatte; den Dreizackstoss, mit dem Poseidon sein Geschenk, den merkwürdigen, bei Südwind aufrauschenden Salzbrunnen, hervorrief, kann man sogar heute noch sehen! Die unerschöpfliche Phantasie des Volkes sorgte dafür, dass es den Künstlern nirgends an solchen Beziehungen gebrach. Darum erscheinen ihre Werke zwar herrlich unter jedem Himmelsstrich; aber erst an der Stelle, für die sie geschaffen wurden, empfindet man ihre ganze Innerlichkeit und die glühende Liebe, die sie durchströmt.

Nicht auf der Westfront, die dem Besucher zuerst entgegenblickt, betrat der Grieche den Parthenon; der heilige Weg, der flach ins Felsgestein gehauen ist, führt an der ganzen Längsseite des Tempels hin und biegt dann links zu dem nach Sonnenaufgang blickenden Pronaos um.

Der Ostgiebel besang die Geburt der Athene

aus dem Haupte des Zeus, und dieser verlorenen Dichtung gehören die herrlichen sitzenden Frauengestalten im Britischen Museum an, die sogenannten „Thauschwestern“ oder „Töchter des Kekrops“. Keine Phantasie ist imstande, sich das Verlorene zu ergänzen und das Zerstückte, in alle Welt Zerstreute noch einmal an Ort und Stelle zu vereinigen. Die Versuche im Akropolismuseum lassen uns nur um so schmerzlicher unsere Ohnmacht fühlen. Das noch Verständliche steht auf der höchsten Dichterhöhe. Der aufsteigende Helios der linken Giebeldecke: zwei mächtige, horizontal auftauchende Arme, ein steiler Nacken, der das göttliche Haupt trägt, nichts weiter — und dann die Häupter der Sonnenrosse! Unser Kleist, als er den mit seinem Viergespann über dem Hügel aufsteigenden Peliden dichtete, muss im Traume von Phidias begeistert worden sein. Und an der anderen Ecke das Ross der untergehenden Selene, der Pferdekopf, der über den Giebelbalken blickt, mit dem stillen, menschlich ernsten Ausdruck, wie Pferde blicken können. Man fühlt die Liebe und das Verständnis für die Tiere durch, dem man so oft in der Kunst und Poesie der Griechen begegnet; nicht umsonst liefen den Todeshelden von Salamis beim Auszug aus der preisgegebenen Stadt die Haustiere mit Brüllen und Winseln bis ans Ufer nach. Im Akropolismuseum ist kaum ein Werk erschütternder als die altertümliche Giebelgruppe des von zwei Löwen zerfleischten Stieres; das niedergebrochene Haupt hat eine erhabene Tragik, aus der alles Tierische verschwunden ist. In dem unbekannten Künstler war etwas von dem Geiste, der die homerischen Gesänge

Reitergruppe aus dem Panathenäenfries

und die Oresteia schuf; ja, wenn ich den Stier lange betrachte, erscheint er mir als der erschlagene Agamemnon selbst, den ja Aeschylos gern mit einem gefällten Stiere vergleicht, und über ihm das triumphierende Löwenpaar, das seine Rache sättigt. Solche Werke verscharrten die Griechen mit dem Schutt des Persereinfalls im Boden, in der Gewissheit, dass jetzt die Zeit gekommen war, noch Herrlicheres zu schaffen!

Nur von der, die alles hier oben beherrschte, von der goldelfenbeinernen Parthenos, hat sich keine Spur erhalten; die bekannte kleine Nachbildung im athenischen Nationalmuseum ist bloss ein seelenloses Spielzeug, in dem kein Hauch mehr vom Geiste des Phidias weht. Er, der die lemnische Athene so liebenswürdig machte in ihrem Ernst, mit welch majestätischem Liebreiz muss er seine heimische Göttin erst umkleidet haben, als er sie für den Parthenon schuf, die jungfräuliche, die Heldenfreundin, die doch so heimlich mütterlich war wie keine von den andern. Nicht kalt und streng kann sie geblickt haben, das war sie nur den Feinden Athens. Sicherlich hat ihr Mund gelächelt mit einem allverstehenden geheimnisvollen Lächeln, weil sie in die Herzen ihrer Lieblinge, ihrer Athener, schaute. Sie wandelte mit Platon unter den Platanen des Ilissos, aber sie sass auch mit beim Symposion, und wenn es die Schwarmgeister der attischen Sommernächte allzu toll trieben und der übermütige Sohn des Klinias in der Trunkenheit die eleusinischen Mysterien nachäffte, dann wendete sie die Augen zur Seite und tat, als hätte sie nichts gesehen; denn was sind alle Formeln ihr, der Ewig-Wahren?

Auch ihr strengeres Ich, die eherne Promachos, aus der marathonischen Siegesbeute gegossen, — noch steht ein Teil von dem Steinviereck, das sie trug! — wer den Schleier der Zeit durchdringen und sie selber dort stehen sehen könnte, das gebietende Auge auf die See geheftet, mit Helmbusch und Lanzenspitze, die bis nach Sunion hinüberfunkelten. Und all die andern Herrlichkeiten in dem heiligen Raum, die kleineren Tempel, die Altäre, die zahllosen Standbilder und goldenen Weihgeschenke. Und gar das Volk selber, das mitten in diesem Glanze einfach und genügsam wandelte, denn der Grieche wollte ja nichts für sich selber, alles schenkte er seinen Göttern. Dabei war er selbst und sein Leben noch grösser, als alles, was er uns hinterlassen hat.

Unter den Ruinen des Parthenon, wo die Todeswunde am breitesten klafft, da sitzen wir, während die Sonne hinter den Hügeln des Aegaleos ihren Lauf vollendet. Das Herz kann die Tatsache dieser Zerstörung nicht fassen, es nimmt sie überwältigt hin, wie den Tod eines geliebten Menschen auch. Der Parthenon, scheint es, hätte stehen müssen, solange die Erde steht. Als im Jahre 396 Alarich auf seinem Verwüstungszug in Athen eindrang und kein Lebender mehr den Barbaren aufzuhalten vermochte, da sah man den Peliden Achilleus an der Seite der Schirmherrin selbst mit Geisterschritten den heiligen Burgberg umwandeln, so schreckhaft anzusehen wie damals, als Athene ihm die Feuerflamme aufs Haupt verlieh, um durch seinen blossen Anblick das Heer der Troer im Banne zu halten. Beim Persereinfall hatte er es nicht nötig gefunden, sich zu

erheben, denn damals trug die Erde einen Themistokles; erst nach dem Untergang der grossen Hellenen mussten die Heroen sichtbar aufstehen, um ihr Erbe zu schützen. Aber auch der wilde Gote war gross und trug die Scheu in seinem Herzen und senkte angesichts der Götterburg vor dem toten Peliden den Speer. Den grossen Kulturvölkern der Neuzeit war es vorbehalten, den Parthenon zu zerstören. Ein venetianisches Belagerungsheer sprengte ihn am 26. September 1687 in die Luft, und ein deutscher Offizier — schlagen wir die Augen nieder! — war es, der die Lunte anzündete. Dann begann der Venetianer Morosini mit der Plünderung, aber erst ein Brite des neunzehnten Jahrhunderts vollendete das Werk und verschleppte, was sich verschleppen liess, unter die Nebel Londons. Wo warst du da, rettender Halbgott, und du, Schirmerin Pallas Athene? Doch auch jetzt ist der Parthenon nicht völlig tot, noch immer spürt man etwas wie ein leises Schwellen und Atemholen, einen Rest des unverwüstlichen Lebens, das allen Griechenwerken eigen ist.

Bevor das letzte Sonnengold versprüht, mahnen die Kustoden zum Aufbruch. Nun aber hält uns ausserhalb der Propyläen der entzückende Niketempel mit der jonischen Zierlichkeit seiner Säulen noch fest. Die Gestalten des Frieses sind verstümmelt, ihr Siegesgesang, der den Tagen von Marathon und Salamis und Platää galt, ist für uns nicht mehr vernehmbar. Dafür tönen uns noch die herrlichen Reste der Balustrade, die sie ins Museum gebracht haben: Athene unter einem Schwarm dienender Siegesgöttinnen, die Trophäen aufstellen und Opfer rüsten; sie feiern, sagt man, die Siege des Alki-

biades im Hellespont, das letzte Aufleuchten athenischen Kriegsruhms. Die schönste Nike rastet im Flug und bindet sich die Sandale fester — nur einen Augenblick rastet sie noch, bevor sie auf immer entfliegt.

Von dieser steilen Warte geht der Blick über die uralten Oelwälder der Kephissosebene, die heiligen Ableger jenes Göttergeschenks, nach dem Meer, das noch warm ist vom letzten Glühen der Sonne. Hier hat nach der Sage Aegeus sich in die felsige Tiefe gestürzt, als er in der Ferne die schwarzen Segel seines Theseus erkannte. Man sieht die Bucht von Phaleron und die geschweifte Linie des Piraeus, die Inseln Aegina und Salamis mit der sich deutlich ablösenden niederen Psyttaleia davor, und ganz zur Linken die lange blaue Hügelkette, die mit dem kühnen Vorgebirge von Sunion endigt. Und jenseits des Meeres über den hohen Felseninseln in noch höher geschwungenen Linien die Berge des Peloponnes. Ueber Eleusis, das der Aegaleos verdeckt, die isthmischen Höhen, und hinter diesen in noch fernerer Ferne eine Ahnung von der phokischen Gebirgsherrlichkeit. So unbegreiflich nahe ist das alles beisammen und erscheint uns doch so weit durch die Erhabenheit der Formen und das unerhörte geistige Sehfeld. Man möchte hier einwurzeln und in Ewigkeit nichts als Auge sein. Diesem Wunsche aber macht der Wächter ein Ende, der jetzt mit höflicher Entschiedenheit herantritt und uns aus der Akropolis vollends hinaustreibt.

Unmittelbar dem Propyläenaufgang gegenüber erhebt sich ein anderer kahler und steiler Felsenhügel mit schmalen eingehauenen Stufen. Die Ahnung sagt

Der Areopag, Athen

uns, und der Bädeker bestätigt es: wir stehen vor dem Areopag. An seinem jähen östlichen Abhang nahe bei der Strasse liegen mächtige Felsbrocken wild übereinandergeworfen, und unter diesen klafft im tiefsten Hintergrund eine Felsenspalte. Seid mir in Ehrfurcht gegrüsst, versöhnte Eumeniden, ihr Hochehrwürdigen, die ihr nach abgelegter Schlangengeissel unter Segenswünschen hier unten einzogt, um euch mit der nahe wohnenden Herrin Pallas Athene in den Besitz des attischen Landes zu teilen. Gerne würde ich euch innen vor der Felskluft meine Huldigung darbringen, ihr Unterirdischen, wäre der Stacheldraht um euren Bezirk für Hut und Schleier nicht zu gefährlich.

Am Areopag sind die untersten Felsenstufen weggebrochen, aber der Phylax eilt herzu und hilft uns über die schlechte Stelle hinauf. Oben ist von der alten Gerichtsstätte so gut wie nichts mehr zu sehen, kein „Stein der Beleidigung" und kein „Stein des Uebermuts". Ein paar Agaven schmücken die kleine, sonst nackte Felsfläche, von der der Blick ganz unerwartet auf das von der Akropolis nicht gesehene Theseion fällt. Freudige Ueberraschung! Der Theseustempel, den ich, wie oft! in meiner Kindheit mir aus einem Ausschneidebogen mit Schere und Kleister selber aufrichten durfte, hier liegt er leibhaft vor meinen Augen, und Pallas Athene verzeihe mir, wenn ich frevle, er sieht von hier oben mit seiner dorischen Säulenhalle, mit dem Dach und den doppelten Stufen genau so aus wie der von Pappe. Ganz allein steht er da, ohne Hintergrund, hell auf hellem, peinlich ödem Raum, der eigentlich keiner ist. Wie schön könnte er sein, von

einem grünen Hain umgeben, ja stünden nur ein paar dunkle Zypressen neben ihm, um ihm die Schwere zu nehmen und ihn aus seiner Absonderung zu erlösen. Aber auch so wirkt der Anblick des alten Freundes unwiderstehlich, und unverweilt geht es ohne Weg den jenseitigen bedeutend flacheren Abhang des Areopags hinunter durch bescheidenes Wiesengrün mit wunderbar leuchtenden Blumen durchwirkt; zwischen niedrigem Asphodelos kriechen da Malven von so flammendem Rosarot, dass man sie für die schönsten Rosen halten könnte.

Auf einmal wird alles wie ein Traum. Ein anmutiges kleines Mädchen kommt uns durch die Blumen entgegen, sie reicht mir den Strauss, den sie sich gepflückt hat, fügt dann zutraulich ihre Hand in die meine und plaudert im Weitergehen, was wir leider nicht verstehen können. So führt sie uns gegen einen Graben, der mit Mauern und einem hohen Gitter abgesperrt ist. Da stehen wir und können nicht hinüber. Das Kind läuft weg und bringt in frommer Einfalt einen Stuhl daher, der Gott weiss wo gestanden hat, den stellt sie in den Graben unterhalb des Gitters, damit wir uns seiner zum Hinüberklettern bedienen möchten; das kleine Hirn hat noch keine richtigen Höhenbegriffe. Aber jetzt ist von der Strasse her unsere Not gesehen worden. Eine Schar Gassenjungen schwingt sich auf die Mauer, um uns zu Hilfe zu kommen. Der findigste unter ihnen schleppt aus einem Nachbarhause eine Leiter herbei. Sie ist zwar äusserst dünn und schwank und scheint schon einen Riss zu haben, denn da die Kyría sich ihr anvertraut, kracht

sie ganz bedenklich; doch viele jugendliche Arme kommen von oben zu Hilfe, und ich erreiche über die Mauer weg sicher den Boden. Durch ein Wunder kommt auch der gewichtige Kyrios herüber, ohne dass die Leiter ganz zerbricht.

Gerührt von so viel Menschenliebe wollten wir an unsere Retter, unter denen sich auch eine alte Frau hervorgetan hatte, eine Drachme verteilen, waren aber so unvorsichtig, sie zu diesem Zweck dem Ritter von der Leiter zu übergeben, der alsbald seine Finger darum krallte und mit der Beute zu entrinnen suchte. Im Nu verwandelte sich das Idyll in einen wilddramatischen Auftritt. Die alte Frau warf sich mit der Kraft einer Erinnye auf den Burschen und rang mit ihm unter wahrhaft dämonischen Körperverrenkungen, ohne ihm doch das Geldstück entreissen zu können, mit dem er am Ende, verfolgt vom Geschrei der andern, das Weite gewann. Nun hielt sich die betrogene Erinnye an uns, um eine neue Drachme zu erlangen; wir aber, erschrocken über das, was wir angestellt hatten, ergriffen gleichfalls die Flucht und sahen uns nicht um, bis wir die Stufen des Theseion erreichten.

Dort sassen wir lange und sahen zur Akropolis hinauf, während am reinen Abendhimmel Mond und Sterne aufzogen. Aus der Nähe wirkte die Masse des Tempels doch gewaltig und mit erhabenem Ernst, der den ersten ernüchternden Eindruck verwischte. Die Ruinen des Parthenon, die auf beherrschender Höhe thronen, haben eine luftigere Majestät; aber was der griechische Tempel in Wahrheit gewesen, das sieht man nur am Theseion, dem die Zeit beinahe nichts genommen

hat. Der Goldton auf dem angebräunten Marmor gibt diesem einzigen vollgültigen Zeugen der Vergangenheit etwas besonders Ehrwürdiges, und die beginnende Dämmerung umrahmt ihn jetzt wohltuend mit ihren Schatten. Fries und Metopen sind am sinkenden Abend nicht mehr zu unterscheiden, und das Auge hat auch für diesen ersten Tag genug gesehen.

Ab und zu glitten ein paar parzenhafte alte Weiber von strenger erstorbener Schönheit an uns vorüber, schwarzgekleidet und verhüllt wie die meisten Athenerinnen aus dem Volke. Dann wollte uns ein Betteljunge belästigen, der aber gleich von einem vorübergehenden Herrn verjagt wurde, denn der Fremde steht in Griechenland unter dem immer wachen Schutze des Publikums. (Nebenbei sei hier gesagt, dass ich auf der ganzen griechischen Reise, in Attika wie auf dem Peloponnes und auf den Inseln, kaum jemals einen Erwachsenen betteln sah.)

Jetzt nahm aber die Abendkühle empfindlich zu, und mahnte, dass es spät ward. Bei wirbelndem Staubwind suchten wir uns durch die aufflammende Festbeleuchtung von Neu-Athen nach dem *Mégas Aléxandros* zurecht. Die Erkältung, die ich dem schlimmen Nachtlager auf dem „Baron Beck" verdankte, war unterdessen ins Riesenhafte gestiegen und hatte mich völlig stimmlos gemacht. Aber sie konnte mich doch nicht für den Rest des Abends im Gasthof halten; ich atmete noch lange den Staub und Nachtwind der fahnengeschmückten, lichterflammenden Strassen, in der Gewissheit, dass auf diesem Boden nichts Böses über mich Macht hatte. Dass ich mir beim Nachhausekom-

men selber die heisse Milch aufs Zimmer bestellen konnte und ohne Mühe verstanden wurde, war ein so schöner Erfolg dieses ersten Tags, dass ich das Ungemach meiner Kehle gerne darüber vergass.

Der nächste Tag brachte eine ganze Reihe von Festlichkeiten und Einladungen, und es hiess nun von vornherein zwischen den geselligen Freuden des Kongresses und der klassischen Herrlichkeit wählen. So versäumten wir viele Glanzentfaltung des modernen Athen und setzten lieber unsere Wanderung unter den Ruinen des alten fort.

Der Turm der Winde, der mit anderen Werken der Spätzeit am Nordfuss der Akropolis steht, ist mehr eine Kuriosität als ein Kunstwerk, macht aber doch mit seinen acht blasenden Windgöttern einen kräftigen und dekorativen Eindruck und ist dabei völlig erhalten. Der Kustode erklärte uns in sonderbar entartetem Italienisch die Einrichtung der Klepsydra oder Wasseruhr, die er jedoch selber nicht zu verstehen schien, und zeigte die gemauerten Zuflusskanäle im Boden. Im übrigen lagen an allen Wänden Marmorköpfe, Arme und Beine lieblos aufgeschichtet, dass der Bau wie ein Beinhaus für tote Statuen aussah.

Von der römischen Agora und der Stoa des Attalos gerieten wir in ein malerisches, aber äusserst schmutziges Strassengewinkel, aus dem uns unerwartet ein Mann aus dem Volke mit dringenden, fast entsetzten Gebärden hinauswies. Wir leisteten der Warnung Folge, suchten die Haltestelle einer Trambahn und liessen uns zu dem antiken Friedhof vor dem Dipylon (Doppeltor) befördern.

Hier vor dem ehemaligen Haupttor der Stadt, wo der heilige Weg nach Eleusis abgeht und wo sich noch Reste der Themistokleischen Mauer finden, begann die Gräberstrasse. Der Parthenon blickt hoch darüber herein. Durch ein Gittertor liess man uns die Ausgrabungsstätte betreten. Auf ungleich erhöhten Terrassen rechts und links von dem freigelegten Weg und noch weit das hügelige Gelände hinauf ziehen sich die Grabmäler. Die Unebenheit des Bodens gestattet keine Uebersicht. Aber welche Schönheit im einzelnen! Da sind geschmückte und ungeschmückte Stelen, Reliefs und Rundfiguren, Grabkapellchen und Sarkophage. Als ersten erblicken wir den prachtvollen Stier, der schon auf der Fahrt vom Piraeus nach der Stadt zum Vorschein gekommen war, ein Bild unbändiger Kraft, und nicht weit davon auf niedrigerem Unterbau den treuen Wächter, den Molosserhund. Wie liebenswürdig von den Griechen, dass sie es nicht verschmähten, mit Tiergestalten ihre letzte Ruhestätte zu bekrönen. Die schöne Hegeso mit ihrer Schmucklade ist auch nicht weit. Auf der zweitnächsten Stele sieht man eine grosse Hydria (Wasserkrug), wie sie zum Brautbad diente, abgebildet, das Grab einer Unvermählten bezeichnend. Auch die anmutige Wasserträgerin dort drüben ist unvermählt gestorben, ein grosses Unglück, da sie nun den Danaiden Gesellschaft leisten muss. An einer Wegkreuzung befindet sich das wundervolle Reiterrelief des jungen Dexileos aus Thorikos, der um 394 vor Korinth den Soldatentod starb; hier ist er vielmehr als Sieger dargestellt, seinen gefällten Feind mit der Lanze durchbohrend, das herrlichste Urbild aller Sankt Ge-

Theseustempel, im Hintergrund Akropolis

orgs-Gruppen. Schöner junger Reitersmann, wie manches Auge mag einst in Athen um dich nass geworden sein.

Eine Menge der schönsten Stelen und Hydrien sind ins Nationalmuseum geschafft worden, wo sie mit der Ausbeute anderer griechischer Friedhöfe verschiedene Säle füllen. Die meisten drücken unter der üblichen Haltung der von Glück und Erdengütern Abschiednehmenden eine sanfte, gefasste Trauer aus. Doch finden sich auch mannigfaltig bewegte Gruppen darunter, wie die junge Frau, der noch einmal ihr in Wickelbänder geschnürter Säugling gereicht wird, oder die Kinder, die sich stürmisch an das Kleid der scheidenden Mutter klammern; auf anderen sieht man den Nachen Charons, der seine Beute abzuholen kommt.

Als wir das Grabmal der Demetria und Pamphile betrachteten, unter dem man im tiefen Schacht den Eridanos rauschen hört, ein kleines, am Lykabettos entspringendes Bächlein, das mit der grossen Rhone den Namen teilt, wurden wir wieder von so einem allerliebsten Mädchenkind mit grossen dunklen Augen angeredet. Wo kommen nur all die holdseligen Geschöpfe her? So liebenswürdige Kinder wie in Athen gibt es in aller Welt nicht wieder. Die Mutter, eine französisch sprechende Griechin aus besserem Stande, erlaubte der Kleinen, die gleichfalls französisch sprach, uns auf dem weitläufigen Friedhof herumzuführen. Das tat sie auch mit solchem Ernst und Eifer, dass wir uns keinen Fussbreit auf eigene Hand umsehen durften. Sie begleitete uns zu den Resten des Doppeltors und zu dem Gewölbe, wo der Eridanos unter der Erde verschwindet.

Auch wollte sie wissen, dass Perikles und Aspasia auf diesem Friedhof begraben seien; von der letzteren zeigte sie uns sogar hügelaufwärts das angebliche Grabmal. Beim Abschied hielt sie uns zaghaft ein kleines antikes Lämpchen hin, es war nicht klar, ob sie es zeigen oder verkaufen wollte; als der Kyrios nach der Börse griff, drückte sie sich schamhaft zur Seite.

Welchen Weg von allen, die ich in Athen gegangen bin, werden meine Gedanken später am häufigsten wiedersuchen? Wohin wird die Erinnerung am liebsten und am hartnäckigsten zurückkehren ausser zu dem allbeherrschenden Parthenon? Ich glaube, es wird das köstliche Halbrund des Dionysostheaters sein, der Ort, wo zuerst die Gestalten des Aeschylos und Sophokles lebendig wurden. Gleich beim ersten Besuch auf der Akropolis, als ich dort hinter dem Museum mich einen Augenblick über die breiten Quadern der kimonischen Mauer beugte, war es tief unterhalb der zwei weissen korinthischen Säulen in Sicht gekommen, wie es sich voll Anmut in die gelindere südliche Bergflanke einpasst. Aber ich hatte schnell den Kopf zurückgezogen, um nichts vorwegzunehmen. Diesem Raum soll ein eigener Tag in Stille und Andacht gewidmet sein.

Mit zarter Wölbung und strahlig gerieft wie die schönste Muschel des Meeres liegt das Dionysostheater mit seinen Stufenreihen und Keilschnitten dem flachen Abhang eingebettet, mitten im heiligen Bezirk des Gottes, dem es angehört. Meer und Berge bilden den Hintergrund. Der Boden der Orchestra ist mit Marmor ausgelegt, die Stelle des Altars bezeichnet ein Mosaikviereck. Deutlich erkennt man die Zugänge, durch

die der Chor eintrat. Die Bühnenwand schmückte ein noch erhaltener Marmorfries mit Gestalten aus der Dionysosmythe, die kauernden Silene hatten die Bühne zu stützen; lauter spätere Zutat. Aber der Zuschauerraum ist noch derselbe wie in der grossen Zeit der attischen Tragödie.

Wer mir sagt, dass hier nur Trümmer und Erinnerungen zu finden sind, den lache ich aus. Es gibt Dinge, die vielleicht nur deshalb dem Auge entschwinden, damit sie noch besser und von mehreren genossen werden können, aber sie sind und bleiben in der Welt. Die Zeit hat ihnen bloss die Ecken und Kanten der Tatsächlichkeit genommen. Noch immer gehen hier der „Agamemnon" und der „Philoktetes" über die Bühne; man muss nur die innere Stille haben, um sie zu sehen. Zu des Perikles Zeiten hätte mein Geschlecht mir verwehrt, dabei zu sein. Wer hindert mich heute, stundenlang hier zu sitzen im milden Sonnenschein, von Kamillen umduftet, und mir aufführen zu lassen, wonach nur meine Seele begehrt? Am liebsten möchte ich wohl die „Perser" sehen, wäre nicht der Blick auf Salamis verbaut. So will ich mir denn ein heiteres Fest bereiten und sage eine Vorstellung der „Frösche" an. Da hüpft schon der quakende Chor in die Orchestra, und der muffige Charon rudert seinen Nachen ins Totenreich. Wie anders wirkt es an dieser Stelle, mitten unterm athenischen Publikum, wenn der feige Dionysos sich in die Löwenhaut des Herakles hüllt und dann in der Angst seinen eigenen Priester aus dem Zuschauerraum zu Hilfe ruft, der ganz vorn auf dem prächtigen reliefgeschmückten Marmorsessel sitzt; ich sitze ja sel-

ber auch darauf, ohne dass wir uns gegenseitig stören. Ich kann aber auch die Frösche wieder entlassen und mir die ewig jungen „Vögel" herbeirufen, um für eine Weile in Wolkenkuckucksheim mich aller Erdensorge zu entladen.

Der ganze Südabhang der Akropolis ist ein einziges Trümmerfeld, wo bald ein erhaltener Altar, bald ein Inschriftstein das Auge tröstet.

Man müsste Archäologe sein, um sich in diesem Chaos von gestürzten Tempeln und Säulenhallen zurechtzufinden. Wir geben die Mühe bald auf und begnügen uns mit den Resten geheimnisvoll tröpfelnder Brunnenhäuser im Felsgestein, um die der Feigenkaktus wächst, und der runden Grube, die der heiligen Schlange der Pallas als Wohnsitz diente; auch ein Wahrzeichen Athens, das in den Geschicken der Stadt eine Rolle spielte, denn nicht eher konnte Themistokles seine Landsleute hinter die „hölzernen Mauern" führen, als bis er durch die Priester ausgesprengt hatte, die Burgschlange sei verschwunden, zum Zeichen, dass die Göttin selbst die Stadt verlassen habe.

So kommen wir allmählich durch Gras und blühenden Asphodelos zum Odeiǒn des Herodes Attikos, das sich schon von weitem als ein Werk der Römerzeit ankündigt, prunkhaft und leer. Eine dreistöckige Prachtfassade, Rundbogen über Rundbogen getürmt, innen ein Bühnenraum mit Säulen, Nischen, Treppen und Türen, bunte Marmorwürfel als Orchestraboden; auch das ausgebrannte ziegelfarbene Gerippe ohne Marmorbelag zeigt noch den Luxus seiner Anlage. Die Stufenreihen sind bedeutend steiler als beim Dionysosthe-

ater, gemäss dem hier steileren Felshang — sie zu erklettern ist eine kleine Bergtour. Ein stattlicher Bau, wenn er auf römischem Boden stände, aber ich kann mir nicht helfen, in die innige, heilig stille attische Landschaft bringt er wie alles römisch Empfundene einen falschen Ton.

Da wir nun doch schon in die Spätzeit geraten sind, treten wir auf dem Rückweg noch durch den an der Amalienstrasse gelegenen Hadriansbogen, einen breiten zweistöckigen Torbau mit korinthischen Säulen, der Alt-Athen von dem späteren hadrianischen Stadtteil schied. Zwei Inschriften sagen uns, woran wir sind. Die eine südwärts gerichtete lautet:

„Dies ist Athen, des Theseus alte Stadt";

die andere, dem Olympieion zugekehrte:

„Dies ist des Hadrian und nicht des Theseus Stadt."

Das prahlerische Wort passt gut zu der lauten prahlerischen Pracht, die dieser Torgang aufschloss.

Auf einer ungeheuren Fläche war der Riesentempel des olympischen Zeus mit mehr als hundert korinthischen Säulen errichtet, von denen fünfzehn aufrecht stehen; ihre Höhe und ihr Umfang sind ein beredtes Zeugnis römischen Grössenwahns. Welch ein Abstand von dem heilig-frommen Sinn, der den Parthenon mit seiner erhabenen Einfalt und inneren Notwendigkeit erschuf. Als das grosse Herz von Hellas gebrochen war, und das Volk sich willig und dankbar an die Knie des gnadenreichen Imperators schmiegte, da wich auch der beseelende Hauch aus ihrer Kunst. Denkt man gar noch an die massenhaften Porträtstatuen des Hadrian,

die sich der kaiserliche Fex aus allen Griechenstädten hieher stiften liess, und an sein Riesenstandbild neben dem des Göttervaters, so freut man sich, dass die zerstörende Zeit einmal weise gewaltet hat.

Ein heftiger Wind, vor dem auch die dicken Säulen keinen Schutz gewährten, trieb uns aus dem Bezirk des himmlischen und des irdischen Zeus hinaus. Wir stiegen zum grünen Ufer des Ilissos hinunter, der wenige Schritte südlich vom Olympieion durch ein starres Felsenbette läuft und sich auf einmal mit einem Sprung als rauschende Kaskade in eine nicht verächtliche Tiefe stürzt. Dort sahen wir auch die berühmte Kallirhoë, die „schönfliessende" Quelle, die unter dem Steinbette des Ilissos hervorbricht; aber vergebens sucht man nach dem einstigen, schmucken Brunnenhaus, das nur in einem schönen Vasenbild erhalten ist.

Gleich jenseits des Flusses liegt das Stadion, auch so ein Kolossalbau, der über fünfzigtausend Zuschauer fasst; es bildet mit seiner grellen Marmorpracht nur einen weissen Riesenklex in der holdseligen Landschaft, der besonders von der Höhe des Lykabettos ein peinlich störender Anblick ist. Die „panhellenischen" Spiele, die dort während der Osterwoche zu Ehren der Festgäste stattfanden, gaben uns die Gelegenheit, die ungeheure, hufeisenförmige Arena, die eine ganze Talmulde einnimmt und sich mit ihren Sitzreihen auf allen drei Seiten den natürlichen oben begrünten Berghang hinaufzieht, von Menschen zwar nicht ausgefüllt, aber doch besetzt zu sehen. Der weissgebliebene Raum, worin der anwesende Hof nur wie ein dunkler Punkt erschien, zeigte erst ihre ganze Grösse. Stufensitze und

Die Ruinen des Olympieion, im Hintergrund Akropolis

Schranken waren zuerst durch den reichen Herodes Attikos, jenen romanisierten Griechen, der seiner Vaterstadt so viele Prunkgeschenke hinterliess, mit Marmor bekleidet worden, wozu er fast die ganzen Brüche des Pentelikon aufbrauchte. Unterdessen ist der Berg aufs neue ergiebig geworden, denn ein moderner Herodes Attikos, der reiche Grieche Averoff, hat vor einigen Jahren mit einem Millionenaufwand den Marmorbelag erneut. Die „panhellenischen" Spiele waren gut gemeint und wurden auch vom Volke mit donnerndem Jubel aufgenommen, standen aber zu dem Raum, auf dem sie vor sich gingen, in keinem Verhältnis; auch liess uns der weisse Glast nicht lange aushalten. Lieber wandten wir uns wieder den Platanen des Ilissos zu, den gesegneten, denen noch kein Gelehrter ihre echte Abkunft von den Bäumen, die dem Platon Schatten gaben, bestritten hat.

Eine breite grüne Allee führt am protestantischen Friedhof vorüber zum königlichen Garten und dem prangenden öffentlichen Park des „Zappeion", die ganz voll sind von Duft und Vogelgesang. Indem wir uns verirren, geraten wir ganz von selbst auf eine kleine „platía" (Platz) ungefähr in der Mitte zwischen dem Hadrianstor und dem Dionysostheater. Dort erhebt sich in stiller Schöne das kleine Siegesmal des Lysikrates mit seinen reizenden korinthischen Kapitellchen und dem Akanthusknauf, der einst den goldenen Weihedreifuss trug. Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Das Athen des Theseus empfängt uns wieder.

Wenn wir nach solchen Wanderungen in den *Mégas*

Aléxandros zurückkehren, so erwartet uns unter der Hoteltür der „paidhi" (Pikkolo) mit einem langstieligen Wedel, mit dem er den Staub von unseren Schuhen weht, eine sehr nützliche Massregel, die in Athen ganz allgemein ist. Ich weiss jetzt, warum Agathon den Sokrates von den Sklaven entschuhen liess, bevor sie sich zum Mahle lagerten.

Im Hotel wird fast ganz europäisch gespeist; will man die griechischen Nationalgerichte kennen lernen, so muss man in die kleinen Speisehäuser gehen. Sie sind natürlich nicht jedermanns Geschmack, uns aber sagen sie zu. Wäre der Pilaffi nicht allzu hitzig, so könnte ich um seinetwillen dem italienischen Risotto untreu werden. Der griechische Boden spendet keinen Ueberfluss, dagegen ist, was er hervorbringt, von einer Feinheit und Güte, die es begreiflich machen, dass sich die Götter so gern an den Tisch der Sterblichen setzten. Welche seiner Gaben soll ich zuerst preisen, den Honig vom Hymettos oder die eleusinische Artischocke oder die Orangen von Kreta, die gar keine irdischen Orangen mehr sind, sondern aus den hesperischen Gärten kommen? Ich glaube, den höchsten Preis verdient das durchsichtig blasse griechische Oel, mit dem kein Luccheser- noch Provenceröl sich an Reinheit messen kann und das den Salat zu einem Hochgenuss macht. Bedenklich steht es nur um das Getränk; der Wein ist meistens zu feurig, und das Brunnenwasser von der Insel Andros, das als Mineralwasser teuer verkauft wird, ist zwar unschädlich, aber äusserst fade. Besser geht es, wenn man sich einmal mit dem weissen Retsinato befreundet hat, einem leicht geharzten Land-

wein, der aussieht wie flüssiger Bernstein und an den der Gaumen sich bald gewöhnt. Ein türkischer Kaffee, der den Beschluss der Mahlzeit macht, hilft dann vollends den Durst stillen.

Ein Teil des Abends vergeht unter der vielsprachigen Gesellschaft des *Mégas Aléxandros*, die zumeist des Kongresses wegen gekommen ist.

Auch Griechen sind unter den Tischgästen, ruhige, höfliche, sehr zurückhaltende Menschen, die zum Teil selber „in Europa" gewesen sind und sich fliessend deutsch oder englisch ausdrücken. Besonders das letztere klingt in ihrem Munde sehr echt, weil auch ihre eigenen Laute an das Englische erinnern. Einige von ihnen haben das unveränderliche Lächeln wie unser Hotelangestellter, den ich den „Aegineten" nenne. Nicht nur bei den Gebildeten, sondern auch im Volke sieht man so gut wie gar kein Gebärdenspiel; das lässt die gehaltene Würde nicht zu. Nur eine Bewegung ist die ersten Male überraschend: das stumme Nein, das durch ein Aufrichten des Kinnes ausgedrückt wird in denselben Fällen, wo der Italiener zur Abwehr den rechten Zeigefinger schüttelt. Auffallend war mir der tiefglühende, tödliche Hass, mit dem jeder Grieche, den ich kennen lernte, von den Türken sprach. Man fühlte die elementare Naturgewalt durch, die bald danach zu so gewaltigen Flammen aufgeprasselt ist. Die Griechen haben ein langes Gedächtnis, und der Ottomane hat dafür gesorgt, dass es nicht einschlief. An unserer Tafel wurde mir eine edel aussehende Frau aus einem der vornehmsten Geschlechter gezeigt, deren Grossmutter von den Türken enthauptet worden war. — Der Türke,

sagte mir ein griechischer Tischgast, dem ich dafür die Verantwortung überlassen muss, der Türke sei niemals Europäer geworden, wie zivilisiert er sich auch in den europäischen Hauptstädten geberde. Man müsse ihn sehen, wenn er wieder unter Seinesgleichen sei und den Zwang ablege, wie höhnisch er da auf alle Kultur herunterblicke. Schon in Gang und Körperhaltung drücke sich der innere Hochmut des Barbaren aus, und auch die tiefe Missachtung der Frau, die er im Ausland zur Not zu verbergen wisse, trenne ihn von allem Fortschritt. Mit ähnlichem Grimm mochte man um das Jahr 400 v. Ch. in Athen von den Persern gesprochen haben.

Aber wie wird einem, wenn man unter solchen Gesprächen plötzlich am Nebentisch einen eleganten Herrn nach beendeter Mahlzeit eine farbige Perlenschnur mit kleiner Zottel hervorziehen sieht, um sich durch gedankenloses Hin- und Herschieben der Perlen, deren meist zwei auf einmal genommen werden, während der Verdauung zu vergnügen, ein Spiel, das bei Männern aus dem Volke ganz allgemein ist, aber in den besseren Ständen doch mehr ausnahmsweise und als Ueberbleibsel des ancien régime vorkommen dürfte.

An den Frauen findet man weniger die herausfordernde üppige Schönheit der Südländerin, als einen gewissen stilleren und zarteren Liebreiz, an dem die sehr glänzenden Augen und die besonders angenehmen Stimmen grossen Anteil haben. Dass sie auch von der modernen Bewegung ergriffen sind, bewies mir eine Einladung der athenischen Damen in ihr „Ergastirion", eine grossangelegte Kunstgewerbeanstalt für Frauen,

Kleine Metropolis, Athen

wo vor allem auch die wundervollen alten Stickereien gepflegt werden; leider konnte ich nicht die nötige Zeit dafür aufbringen. Doch scheinen die orientalischen Begriffe noch im Verkehr nachzuwirken, denn es fiel mir auf, dass in Griechenland das starke Geschlecht zuerst bedient wird.

Am späteren Abend wird noch durch die beflaggte, in Festbeleuchtung glänzende Stadt geschlendert. Der Staub hat sich dann meist gelegt, und die Luft ist erquickend wie im Gebirge. Die Hauptstrassen und die von hochstämmigen Mimosenbäumen durchzogenen Boulevards sind breit, sauber, elegant, mit stolzen Marmorpalästen geschmückt und wimmeln von Menschen. Beim Kolokotronisdenkmal wurzle ich jedesmal an derselben Strassenecke fest, denn es dringen dort aus einer Parkanlage über unseren Häuptern Zauberdüfte wie aus dem Garten der Hesperiden. In einer der dunklen Nebengassen fesselte uns einmal lange Zeit der rote Schein einer nächtlichen Feuersbrunst, bis sie in aller Ruhe und Stille gelöscht war.

Das Strassenleben gleicht dem italienischen: vor den Kaffeehäusern sitzen geputzte Herren und Damen und schlürfen Gefrorenes; die Zeitungen werden ausgerufen, und an jeder Ecke lauert ein *lustros*, um den Vorübergehenden die staubigen Stiefel zu wichsen, die uns im Hotel trotz aller Bitten und Vorstellungen immer nur mit Papier abgerieben werden. (Erst bei der Abreise erfuhren wir, dass es Sitte ist, ein Zehnleptastück hineinzulegen, bevor man sie vor die Tür stellt, wenn man sie richtig geputzt haben will.) Mannigfache und reiche Männertrachten beleben das Strassenbild.

Recht wunderlich nimmt sich die Fustanella aus, das steifabstehende weisse Faltenröckchen, das vom Gürtel zu den Knien reicht und mit einer kurzen dunklen Jacke mit hängenden weissen Aermeln, mit Fez und Schnabelsschuhen, worauf eine rote Kokarde, getragen wird. So europäisch sich Neu-Athen gebärdet, diese Gestalten bezeugen den Orient, ebenso wie die gelassenen Philosophen, die mitten im Strassenlärm über ihrer Wasserpfeife die Welt vergessen.

In Griechenland ermüdet der Kopf keinen Augenblick, weil nicht wie in Italien die Stimmen aller Jahrhunderte verwirrend durcheinander reden. Fast ohne Uebergang stellt sich das moderne Athen neben das antike, und die glatte Regelmässigkeit seiner Prunkstrassen, die durch die Festbeleuchtung noch kenntlicher wird, hat nichts, was den Reisenden ablenken könnte; die paar alten byzantinischen Kirchlein stehen nur wie reizendes Spielzeug dazwischen, ohne sich aufzudrängen. Ein mittelalterliches Athen würde ein Unding sein. So bleibt der Geist immer gesammelt, immer in der Zeit des Perikles.

Schon nach wenigen Tagen hört sich die Landessprache nicht mehr so unbarmherzig fremd an. Altgriechische Worte tönen vertraut dazwischen. Es ist eine Wohltat, dass der Bahnhof *stathmos* heisst und *stasis* für die Tramhaltestelle leuchtet von selber ein. Von Tag zu Tag überzeugt sich der Kyrios mehr, dass zwischen dem alten und dem neuen Griechisch gar nicht der tiefe Abgrund klafft, den er erwartete, dass sich vielmehr das eine natürlich aus dem andern entwickelt

hat, und das vermehrt unsre Achtung vor den heutigen Griechen beträchtlich.

Der liebenswürdigste Zug des Volkes ist die Gastfreundlichkeit, die sich nie verleugnet. Heute so gut wie im Altertum ist der Fremde heilig. Ueberall, im Tram, in der Eisenbahn, in den überfülltesten Lokalen wird ihm von den Einheimischen Platz gemacht; wenn einer zögert, so erinnert ihn ein bedeutsamer Blick des Nebenmanns. Ist man in Ungewissheit über den Weg, so wird man unaufgefordert von den Vorübergehenden belehrt und geleitet. Wenn dabei die Sprache Schwierigkeiten macht, so bleiben immer mehr Menschen stehen, von denen der eine etwas Deutsch, der andere ein paar Worte Französisch oder allenfalls Italienisch weiss, diese Brocken steuern sie zusammen und bauen damit dem Fremden eine Brücke, wie es uns in Athen und Piraeus wiederholt aufs liebenswürdigste begegnet ist.

Denn obwohl der Kyrios seinem Alt-Attisch nun in kurzem eine ganze Menge neugriechischer Wendungen einverleibt hat, so erweist sich diese Mischung doch vorerst nicht für alle Fälle als ausreichend. Nichts Liebenswürdigeres als wie dann ein jeder sich müht ihn zu erraten, geschmeichelt, dass man ihm in der Sprache der grossen Vorfahren spricht, und voll guten Willens zu helfen. Welch ein glücklicher Augenblick, wenn plötzlich in dem Gesicht des Einheimischen ein Strahl des Verständnisses aufzuckt, und sein erfreutes, verbindliches *málista!*[1]) *málista!* ertönt. Holdes Zauberwörtlein *málista*, nie

[1]) Jawohl.

werde ich deinen lieblichen Klang vergessen, das weiche *l*, das auf der Zunge schmilzt wie Honig vom Hymettos. Was dem Verirrten das bergende Dach, dem Schiffer das ersehnte Land, das warst mir du in jenen ersten Tagen auf griechischem Boden, gesegnetes *málista!*

Unter so vielen Wohlgesinnten, die Anspruch auf meine Erinnerung haben, soll auch jenes Biedermanns von Phaleron gedacht sein, der, als uns einmal in dem kleinen Kafenion dort am Meere die Lust anwandelte, von dem landesüblichen lockeren Käse zu versuchen, voll Eifer dem Wirt das Glasgefäss aus der Hand nahm und mit kohlschwarzen, seit Wochen nicht gewaschenen Fingern über die zarte weisse Oberfläche strich, um sich zu überzeugen, ob der Käse schon fest genug sei, um von den Fremdlingen mit Genuss verspeist zu werden.

Wundervolle attische Frühlingstage, sonnig und kalt, von denen jeder der schönste war. Zwar ist der Himmel von Hellas nicht so hoch und weit wie der italienische und auch selten völlig klar. Sterne und Wolken wandern niedriger. Dafür ist die fast immer bewegte Luft so rein und leicht wie im Hochgebirge; kein Wunder, dass die Hellenen den Kopf immer zum Schaffen frei hatten. Es fehlt die Pflanzenfülle ausser in den öffentlichen Gärten; nur der Akanthus und die Agave begleiten uns auf unseren Wanderungen, diese aber treibt einen Blütenstengel, hoch wie ein Pinienstamm. Und wie soll man aufhören, die wilden Blumen zu preisen, dieses nie gesehene durchsichtige Blau der Cyane und das Sonnengold der Ringelblume, von dem dunklen

Seidenglanz des überall verstreuten Mohns ganz zu schweigen. Es ist die durchscheinende Feinheit des seidigen Gewebes, was ihren Farben diesen unsagbaren Schmelz gibt. Und nur Undankbarkeit könnte die ebenso herrlichen Gartenblumen vergessen, die im Ueberschwang unsere Zimmer schmücken. Immer hatte ich gedacht, wenn ich bei den griechischen Dichtern einen Blumennamen fand, dass die Blumen von Hellas viel viel schöner gewesen sein müssten, als alle anderen, weil ihre Namen so märchenhaft lieblich klingen. Und siehe, es war keine überschwengliche Einbildung, sondern reine Wirklichkeit, nur dass sie heute noch ebenso schön sind wie in jenen goldenen Tagen, denn dieselbe Sonne lockt sie ja aus demselben Boden hervor.

Nicht immer kann man auf die Akropolis pilgern; es gibt auch Tage, wo man den mykenischen Goldschmuck und das Triptolemosrelief im Nationalmuseum sehen oder auf den Nymphenhügel steigen will, wo jetzt die Sternwarte steht, und auf die nur durch eine Senkung davon getrennte Pnyx, deren hochgemauerte Stufen an manche stürmische Sitzung erinnern, oder auf den gleichfalls nahegelegenen Musenhügel, der sich seit der Spätzeit nach dem langweiligen Philôpapposdenkmal nennt. Doch sucht auch von dort das Auge immer zuerst wieder die Akropolis. Am schönsten stellt sie sich wohl beim Aufstieg auf den Lykabettos dar, wo ihre vollkommene Tafelgestalt ganz klar heraustritt; wie ein grosser geschmückter Altar erhebt sich da die Götterburg unter dem blauen Himmel. Aber auch in einer Abendstimmung vom Philôpappos aus gesehen bleibt sie mir unvergesslich,

wie sie schon vom goldflimmernden Zwielicht entkörpert dastand, nicht mehr sie selber, sondern ein Traum von ihr. Man kann sich schon die Zeit nicht mehr vorstellen, wo man diesen Anblick noch nicht kannte; man mag an die nicht denken, wo er nur noch Erinnerung sein wird.

Doch ganz Attika ist von Göttlichkeit durchtränkt, und von unseren attischen Wanderungen will ich jetzt erzählen.

Siegesgöttin, sich die Sandale bindend, von der Balustrade des Niketempels in Athen

AEGINA UND SALAMIS

Digitized by Google

ALLE leben sie noch, die Heroenmütter, die Inseln," aber der des Aeakos, zu der ich noch ein „besonderes persönliches Verhältnis habe, gilt unser erster Besuch.

Ein strahlender Ostermontag ist angebrochen. Ganz frühe fahren wir nach dem Piraeus, wo uns der nach Aegina bestimmte Vergnügungsdampfer erwartet. Wir sind eine kleine Anzahl Reisender aus aller Herren Ländern, die der Zufall zusammengeweht hat und die jetzt durch den Gjolmanschen Agenten gemeinsam eingebootet werden; lauter gute Gesellschaft, denn der gewöhnliche Reisepöbel verirrt sich zum Glück noch nicht nach Griechenland. Indessen hat man wenig Zeit, sich miteinander zu beschäftigen; kaum vermag das Auge allen den wechselnden Bildern der Küste zu folgen.

Neben dem Leuchtturm auf der „Akte", Salamis gegenüber, wird die Stelle gezeigt, wo nach den Versen des Komikers Platon die aus der Verbannung zurückgeholten Reste des Themistokles ruhen sollen:

Schön ragt am Ufer dir das Grab empor,
Dass es des Seglers ersten Gruss von fern
Empfange, der mit Waren heimwärts zieht,
Was aus- und einfährt schaue, und wenn wettend
Die Schiffe kämpfen, Zeuge sei des Spiels.

Schon ist der Aegaleos mit Hymettos und Pentelikon zurückgeblieben, die rauhen Höhen von Salamis mit dem Mavro Wuno zeichnen sich im Morgenlicht scharf an den Himmel, während links die lange buchtenreiche Küste von Attika sich bis zum Kap Sunion hinunterzieht, das in blauem Duft verdämmert. Wie Aegina näherrückt, tauchen immer neue Bergzüge über den vorderen auf, und die runde Schneekuppe, die sich in fernster Ferne über alle erhebt, ist nichts anderes als das Haupt des erhabenen Parnassos.

Ein so wolkenloser Tag wie dieser ist in Attika eine Seltenheit. Man atmet Aether. Die See ist völlig glatt, und die kleinen Wellchen, die unser Dampfer aufwirft, sind so fein gerippt, dass sie das Ansehen flüssiger Muscheln haben. Wo wir in Sicht von Aegina halten, um ausgebootet zu werden, ist das tiefe stille Wasser durchsichtig bis zum Grund, dass man durch blauen Kristall zu blicken glaubt, und gegen das Ufer lichtgrün wie der schönste Edelstein. Was ist das für ein Gedränge buntgekleideter Menschen dort auf dem Klippenstrand um eine Schar gesattelter Vierfüssler her? Wird dort ein Volksfest gefeiert? Sobald wir landen, löst sich die Gruppe auf, und eine Woge jugendlicher Aegineten, Jünglinge und Mägdlein, ergiesst sich über die Ankömmlinge, fasst sie, zieht sie, schleppt sie,

dass sie nicht wissen, wie ihnen geschieht. Von allen Seiten tönt es mir mit Schmeichelstimmen in die Ohren: *Kyría! Kyría!* Und: *Gaïdhuri!* (Esel) *Kaló! Kaló!* (Gut, gut).

Ein brauner Bursch hatte zuerst meine Hand gefasst, um mich zu seinem Grautier zu führen. Aber ein flinkes kleines Mädchen stösst ihn zurück, mit runder Patschhand umklammert sie meine Rechte und entreisst mich gewaltsam dem Andrang, indem sie mir aufs wärmste die Vorzüge ihres hochbeinigen, weissgrauen Esels anpreist. Auf seinem Rücken liegt ein breites Holzgestell ohne Decke, das sich einen Sattel nennt. Steigbügel gibt es keine, statt ihrer dient ein Strick, der um beide Flanken des Tieres gespannt ist. An diesem ersteige ich den harten Sattel, die Führerin ergreift den zweiten Strick, womit das Tier gezäumt ist, und rasch geht es die steilen Felsenstufen hinan.

Der Kyrios ist unterdessen gleichfalls von weichen Händen erfasst und in den Sattel befördert worden; der Gewichtige hat eins der allerkleinsten Eselchen erwischt, und seine Füsse streifen im Reiten fast die Erde, während ich in steiler Höhe throne. Eine kleine schwarzäugige Schönheit, die den holden Namen Kalliópe führt und höchstens dreizehn Jahre alt sein kann, leitet sein Tier am Strick, und schon hört man beide sich laut und eifrig unterhalten. Eine unbeschreibliche Silhouette zeichnet sich da vor mir in die blaue Luft wie ein phantastisches Naturspiel: der grosse, weit ausladende Mann, unter dessen gewaltigem Oberkörper vier winzige dünne Beinchen hintrippeln, während

der Rumpf des Tieres unter seinen Rockschössen verschwindet.

Ein Teil der Gesellschaft zerstreut sich, um im Walde zu lagern, andere, gleichfalls beritten, traben vorauf oder hinter uns her, je nach dem Feuer, das ihre Gaidhuris beseelt. Der meinige knickt zuweilen auf seinen viel zu langen und darum schwachen Vorderbeinen ein; dann reisst ihn die Führerin am Strick in die Höhe, drückt mir liebreich den Fuss, weil sie bis zur Hand nicht hinaufreicht, und ermuntert mich mit schmeichelnder Stimme: *Mì phobâs! Mì phobâs!* (fürchte dich nicht, fürchte dich nicht!). Denn sie sagt mir du, nach antikem Brauch, der noch jetzt beim Landvolk im Schwange ist.

Schön wie ihre Gefährtin Kalliope ist meine Führerin nicht. Sie hat eine untersetzte Gestalt und ein breites Slawengesicht; aber eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit lächelt aus ihrem lebhaften Mienenspiel und aus den glänzenden Augen, und sie heisst Eléne, ein Name, der, von griechischen Lippen gesprochen, seine Trägerin mit einem Schimmer von dem göttlichen Liebreiz der Ledatochter umgiesst. Keine fremde Zunge wird es vollkommen nachsprechen können, das schmeichelnde griechische *l* in dem Namen Elene.

Ein treuherzigeres Geschöpf habe ich nie gesehen, als dieses Aeginetenkind. Sie glüht vor Diensteifer und kann sich in Aufmerksamkeiten nicht genug tun, augenscheinlich nicht des Lohnes wegen, sondern aus jenem starken Gefühl der Verpflichtung, das alle Griechen gegen die fremden Reisenden beseelt. Jeden Augenblick lässt sie den Strick des Gaidhuri fahren und

springt ins Feld, um mir eine der wundervollen wilden Blumen zu pflücken, deren Namen sie mich nachsprechen lehrt. Jetzt kommt eine Rebenpflanzung in Sicht; mit einem Sprung ist sie drinnen, reisst einen Schössling ab und reicht ihn mir herauf, um mir begreiflich zu machen, was man aus der Frucht dieses Gewächses für einen Trank bereitet, wie sie mich auch zuvor schon über den Nutzen der Kornähre aufgeklärt hat.

Málista (ganz recht), *krasí*, *krasí* (Wein), ist meine Antwort, und sie drückt mir ihre Freude über meine Fassungskraft aufs lebhafteste aus, indem sie meinen Fuss streichelt und mir strahlend zunickt wie einem hoffnungsvollen Kinde.

Auch der Kyrios, der vor mir herreitet, hat bereits einen gewaltigen Strauss von Pinienzweigen und Blumen im Arm, die Kalliope ihm mit glühenden Wangen zusammenträgt. Ich vergehe fast vor Neid, da ich höre, wie zwischen den beiden das Gespräch keinen Augenblick stockt, während mein Wortschatz noch so arm ist, dass ich der guten Elene meine Zufriedenheit nur von Zeit zu Zeit durch das Wörtchen *kaló* (schön) kundgeben kann. Doch gelangen auch die zwei vor uns trotz ihres eifrigen Austauschs nicht zur völligen gegenseitigen Durchdringung ihrer Gedankenwelt. Die kleine Kalliope staunt zu seinem grossen erhobenen Zeigefinger hinauf, während er ihr mit eindringlicher Langsamkeit von den Osterfeierlichkeiten in Athen erzählt und so einem Wanderprediger gleicht, der das Wort verkündet. Was sie aus seinen Reden für Erkenntnisse gesogen hat, wird sich erst später offenbaren. Aber sie ihrerseits verursacht ihm auch kein

kleines Kopfzerbrechen, denn es strömen von ihren reizenden Lippen zuweilen ganz rätselhafte Wortgebilde, an denen sein philologischer Schlüssel versagt. Ab und zu teilt er mir seine Zweifel mit, ich enthalte mich aber aus guten Gründen jeder Meinung.

So reiten wir von glühender Sonne bestrahlt, aber zugleich vom Seewind umschmeichelt, den harzduftenden Gebirgskamm hinauf nach dem Aphaiatempel, der schon vom Meere sichtbar war. Zur Rechten und zur Linken schimmert die tiefblaue Flut durch die schwärzlichen Pinienzweige, denn in Attika ist die Pinie schwärzlich und dürr wie verbrannt; auch steht sie an Höhe des Wuchses und schön stilisierter Form hinter ihrer italienischen Schwester weit zurück, aber sie hat in ihrer edlen Armut eine ergreifende Würde.

Plötzlich rollt ein Donnerschlag über unsere Häupter. Ich erhebe erstaunt die Augen zu dem dunkelblauen, völlig wolkenlosen Himmel. Aber Elene drückt mit Inbrunst meinen Fuss: *Mì phobâs!* Es ist kein Gewitter, es sind die Kanonen von Athen — und sie weist mit dem Finger in die Richtung der Hauptstadt.

Nun springt sie wieder nach einer Blume über den Wegrand. Diese Gelegenheit benutzt mein Gaidhuri, um stehen zu bleiben. Ich bearbeite ihn mit Fersen und Händen in Ermangelung einer Gerte, umsonst, er geht nicht weiter, bis ein fürwitziger Junge, um sein eigenes Grautier schneller vorbeizubringen, ihm von hinten einen derben Stockschlag versetzt, dass er hoch auffährt und sich mit mir in die Büsche schlägt. Die Zweige zerkratzen mir das Gesicht und verhaken sich in meinen Hut und Schleier, ich will mich befreien,

Grabmal des Dexileos auf der Gräberstrasse am Dipylon

verliere dabei noch die prähistorischen Steigbügel, und indem mein Weisser sich gleichmütig weiter durchs Gestrüpp reisst, wird meine Lage bedenklich. Unmöglich, mich in meiner Not verständlich zu machen, ich fühle mich hilflos wie ein lallendes Kind und vermag nur durchdringend zu rufen: *Óchi kaló, Eléne, óchi kaló*! (Nicht schön, Elene! nicht schön!).

Da ist sie auch schon zur Stelle, sie zieht den Esel aus dem Gebüsch, befestigt den Strick wieder an meinem Fuss oder meinen Fuss am Strick und beschwichtigt mich mit Schmeicheltönen: *Kaló, kaló!* — Ja, Elene, wo du bist, da ist das Dasein wieder *kaló* und die Welt vollkommen.

Jetzt schimmert es weiss durch die Zweige, wir haben die Anhöhe erreicht, auf der der Aphaiatempel steht.

Ein grüner Hain umschliesst das Heiligtum, dessen majestätische Reste sich auf hohen Stufen luftig gegen den Himmel heben. Ein Teil der Säulen liegt, Dach und Wände fehlen, dass der tiefe Aether in die gestürzte Cella hereinblickt und das blaue Meer noch blauer zwischen den Säulen durchscheint. Das Gebälk liegt ringsum am Boden verstreut, und Gras wächst zwischen Gesimsen und Architraven. Waldesschatten ringsum, der würzige, wundervolle Wohlgerüche aushaucht, und Blumen, Blumen, wohin das Auge fällt. Nicht nur den Wiesengrund färben sie mit ihrer dunklen Glut, auch zwischen den geborstenen Steinen des Pronaos dringen sie hervor, vor allem der rote Mohn und in Büschen, aber schon verblühend, der Asphodelos mit dem scharfen Geruch und den breiten schilf-

ähnlichen Blättern. Vor dem Tempel hat sich schon wieder ein Haufe Kinder gesammelt, die vorausgerannt sind, um Sträusse zu überreichen. Aber des Kyrios wartet noch eine besondere Ueberraschung: ein paar Frauen sind herbeigeeilt, knien vor ihm nieder und küssen ehrfurchtsvoll seine Hand. Die kleine Kalliope hatte aus seinen Worten über die Osterfeier geschlossen, dass ein erwarteter geistlicher Würdenträger, den sie *Patéras Júlu* (Vater Julu) nennt, in seiner Person erschienen sei, und hat von diesem Glück sogleich die Umstehenden verständigt, die sich auch den Irrtum nicht mehr nehmen lassen und eifrig bestrebt sind, Patéras Júlu zu ehren. Ein Glas frischgemolkener Ziegenmilch, womit der Aufgelöste von der Familie des Wächters erquickt wird, dürfte gleichfalls auf Rechnung dieses Missverständnisses kommen. Unterdessen sind die Wallfahrer abgestiegen, die Tiere und ihre Treiber gruppieren sich am Waldsaum, und die Fremdlinge erklimmen die Stufen, die zum Pronaos führen. Heute bringen dir die neuen Völker ihre Huldigung; von germanischen, britischen, gallischen Zungen ertönt dein Name, Aphaia!

Aber Elene und Kalliope sind noch nicht zufrieden, sie haben uns noch etwas Besonderes mitzuteilen. Patéras Julú ist schon an Kalliopes Hand verschwunden, die meine ergreift Elene und zieht mich noch über den Felshang hinunter, um mir an heimlicher Stelle einen unterirdischen Brunnenschacht zu zeigen. Zu dem wenigen schwärzlichen Wasser, das darin steht, beugt sie sich hinab und schlürft es andächtig aus der hohlen Hand. Man versteht erst in dem wasserarmen Lande,

wie es kam, dass den Alten jeder Fluss ein Gott und jede Quelle heilig war.

Auf Säulentrommeln ausserhalb des Tempels lassen wir uns nieder, wo eine Piniengruppe im Halbrund zusammentritt; ein dorisches Kapitell dient als Tisch, auf dem wir unsere Vorräte ausbreiten. Ich horche noch mit einem Ohr auf die Vögel, die unsichtbar in den Zweigen singen, mit dem andern auf das Gespräch eines jungen Parisers von griechischer Abkunft, der sich mit seinem kleinen Eseltreiber über den neuen Landesheros, den vergötterten Venizelos unterhält, aber nun kommt der Augenblick, wo Vogelgesang und Ministerpräsident in Vergessenheit sinken vor den roten Ostereiern, den Hühnerschenkelchen, den köstlichen, saftreichen *portokalia* (Orangen) und einer kleinen Flasche weissen Landweins.

Der Nymphe Aphaia, der Herrin des Heiligtums, werde der erste Weihetrunk gesprengt. Im Leben hiess sie Britomartis und war eine Lieblingsgespielin der Artemis, von der Kreterin Karme dem Zeus geboren. Da der König Minos sie mit seiner Liebe verfolgte, entfloh sie vor ihm und kam durch ausgestellte Fischernetze, in die sie sich verwickelte, ums Leben. Artemis verlieh ihr die Unsterblichkeit, und sie wurde nicht nur auf Kreta, sondern auch bei den Aegineten, denen sie auf ihrer Insel jagend zu erscheinen pflegte, als Göttin verehrt; auch hat ihr Pindar einen Hymnus gedichtet. So erzählt uns der alte Pausanias in seinem Buche über Korinth. Danach aber denken wir dessen, der zuerst in der Neuzeit die Rechte der Aphaia auf diesen Tempel dartat. Es war der deutsche Dichter

Hermann Kurz, der aus einem Schreibfehler im Herodot mit glücklicher Eingebung ihren Namen herauslas, aber bei der Wissenschaft keinen Glauben fand, weil er ja kein Fachmann, sondern nur ein Dichter war. Seinen Manen gelte die zweite Trankspende, von der Hand seiner Tochter dargebracht. Mehr als dreissig Jahre nach seinem Tode bestätigte der kundigste Forscher seinen Fund und gab dem ersten Entdecker die gebührende Ehre. Sei darum auch seiner dankbar hier gedacht: dem Andenken Adolf Furtwenglers gelte der dritte Weiheguss!

Der Wächter des Tempels tritt hinzu und füllt unsre Gläser mit seinem roten Retsinato nach, einem schauderhaften Harzwein, der schmeckt wie verdünnter Terpentin. Es bedarf all unsrer Ehrfurcht vor dem Gott mit dem Weinlaub und dem Pinienapfel und unseres ganzen Durstes, um dieses Getränk geniessbar zu finden. Aber mag es schmecken wie es will, sicher hat ein wohltätiger Gott ihm von dem Wundersafte beigemischt, mit dem die Sparterin Helena ihren Gästen die Erinnerung jedes Leides tilgte, und hat es uns verliehen, an diesem Tage so schicksallos, so von ambrosischer Jugend durchdrungen einherzugehen, wie die Himmlischen selber.

Wie die Waldung duftet! Wie der blaue saronische Busen heraufleuchtet, von zerklüfteten Inseln und kühnen Vorgebirgen eingeengt. Da ist ein kleines Felseneiland, das so unwahrscheinlich bildhaft, so überirdisch auf den Wassern schwimmt, als hätte es der Traumgott hingedichtet. Ich nehme all mein Griechisch zu-

sammen, um den Kustoden nach dem Namen des Inselchens zu fragen.

Ajos Jöijos (*Hagios Georgios*) kommt es mit den wundersam zerschmelzenden griechischen Konsonanten von seinen Lippen.

Ich versuche so schmelzend ich irgend kann ihm nachzusprechen: *Ajos Jöijos.*

Ein langgezogenes *Nä* ist seine Antwort, der er nochmals hinzufügt: *Ajos Jöijos.* Da ich glaubte, ihm nicht genug getan zu haben, artikulierte ich noch zerfliessender: *Ajos Jöijos.*

Aber zu meinem Erstaunen vernahm ich abermals: *Nä!* — *Ajos Jöijos!* und so ging das noch eine ganze Weile mit immer dem gleichen Erfolge fort, bis ich in den höflich lächelnden Mienen einen Ausdruck von Verwunderung wahrzunehmen glaubte, und es mir plötzlich einfiel, dass *nä* im neugriechischen Ja bedeutet. Ich hatte also den Guten ohne alle Not mit meiner Liebesmühe aufgehalten, weil mir bisher als Bejahung nur das Wort *malista* vorgekommen war, aus dem das Ohr noch etwas Verbindliches heraushört, das etwa unserem „Sehr wohl" entspricht. Von jetzt an werde ich mir auch das einfachere *nä* zu eigen machen. Solch ein neues Wort ist jedesmal ein köstlicher Schatz, der mit habsüchtiger Freude den anderen Schätzen hinzugefügt wird.

Noch einen Rundgang durch die gestürzte Pracht des Tempels. Die Phantasie versucht es gar nicht, sich diese Säulen und Gebälke aufzurichten und den Giebeln die kämpfenden Krieger mit dem rätselhaften Todeslächeln wieder einzufügen; ihr sinken die Flügel

vor der gegenwärtigen Schönheit. Aber allmählich halten es auch die Sinne nicht mehr aus, man müsste sein wie die seligen Götter, um solchen Ueberschwang auf die Länge zu ertragen. Gerade rechtzeitig mahnt der Führer, den Gjolman uns mitgegeben hat, zum Aufbruch, damit wir unsern Dampfer nicht verfehlen.

Die Esel werden wieder bestiegen. Nur der Kyrios, der immer noch *Patéras Júlu* heisst, verzichtet auf den seinigen, er hat von dem griechischen Sattel genug und versichert, dass das Tier noch besser daran gewesen sei als der Reiter, worüber man freilich auch die Meinung des anderen Beteiligten einholen müsste. Statt seiner schwingt sich die leichte Kalliope in den Sattel und reitet lustig mit baumelnden Beinchen bergab.

Ich folge dem Beispiel der Kleinen und setze mich diesmal gleichfalls seitlich mit hängenden Füssen, wie es in Griechenland von Weiblein und Männlein gehalten wird, und entdecke so das bessere Geheimnis des Eselritts.

Als wir uns dem Strande näherten, stelzte unser langbeiniger Führer wie ein Storch durch das Feld und pflückte für jede Kyria noch ein würziges Kräutlein, das er mit einer stummen Verbeugung überreichte. Das war der Abschiedsgruss von Aegina.

Elene und Kalliope erhalten für ihre Blumen und ihr holdes Lachen noch einen besonderen Dank, dann geht es in Eile zum Strand und durch die Wasserlachen der Klippenbank, auf der ein Fischer soeben einen mächtigen Polypen bearbeitet, in unser Boot, das uns rasch zum Dampfer trägt.

Grabrelief des Aristonautes, Athen, Nationalmuseum

Lebwohl, Insel des Aeakos, dich möchte ich nicht zum zweiten Male sehen. Du könntest ja doch nicht wieder glänzen, wie du heute geglänzt hast. Denn schwerlich würde ich Elene und Kalliope mit ihren Gaidhuris wieder am Strande finden, und fände ich sie, so weiss ich nicht, ob das Bild, das ich von ihnen bewahre, die Sonne eines zweiten Tages ertragen würde.

Ein starker Wind hat sich erhoben. Breit und schwarzblau rollt die aufgestürmte Welle unter uns hin, dass auf Deck Menschen und Stühle, Schirme und Reisebücher durcheinanderkugeln. Wohin geht jetzt die Fahrt?

Eine Zeitlang schien es, als hielten wir auf Athen, und ich begann schon unruhig zu werden, denn anderes hat uns Gjolman verheissen. Aber siehe, unbemerkt haben wir nach links gedreht, und unserem Kiele öffnet sich der Sund von Salamis, wo menschlicher Ruhm den Ruhm der Heroen überstrahlt. Vergib mir, Schatten des Telamoniers Ajas, der du vor Troja der Tapferste warst nach dem Sohne der Thetis, wenn ich angesichts deiner Heimatinsel deiner nicht zuerst gedenke. Gewiss hast du ja selber für einen Tag deinen Groll und Gram vergessen und schlugst unsichtbar mit, als hier um die Freiheit von Hellas gerungen wurde, dass das flutende Schlachtfeld nicht mehr zu sehen war vor Schiffstrümmern und Feindesleichen.

Es gibt Orte, die für immer den Geistern eines Tages gehören. Wie die nachgeborenen Griechen in spätester Spätzeit des Nachts auf dem Felde von Marathon Rosseschnauben und Lanzenklirren vernahmen, so dauert

auch in den Gewässern von Salamis die Geisterschlacht fort; welche Tat in Dichtung und Geschichte wäre imstande sie zu verdrängen! Noch immer sitzt Xerxes unter seinem goldenen Baldachin dort drüben am verwüsteten attischen Ufer, umgeben von den Schreibern, die seine Siege verzeichnen sollen, und folgt mit den Augen jeder Bewegung seiner Schiffe, während der Rauch der Akropolis zum Himmel steigt und am salaminischen Strande alles was nicht Waffen trägt von der athenischen Bevölkerung mit angstvoller Seele dem Entscheidungskampf zusieht. Wie wird das alles lebendig, wenn man das eingesperrte Becken überblickt, in dem Themistokles durch List die gewaltige Perserflotte festhielt, um mit seinen kleinen, leicht beweglichen Schiffen ihre unbehilflichen Kolosse zu vernichten.

Langsam fährt unser Dampfer zuerst an der ganzen Länge der Kynosura hin, der von Salamis abzweigenden langen und schmalen Felsenzunge, die nicht wie ein Naturgebilde, sondern wie ein künstlicher Steindamm aussieht. Ganz anders versteht man an Ort und Stelle den Bericht Herodots, denn es ist alles nahe wie zum Greifen. Zwischen hier und dem Festland staute sich die Perserflotte, als der regelmässige Seewind sich wie heute erhob, und bot ihre Flanken dem jauchzenden Anprall der flinken Hellenenschiffe, die so hoffnungskühn und todesfreudig anstürmten, weil ihre heimischen Götter mit ihnen kämpften. Denn von der eleusinischen Ebene drüben hatte sich's erhoben wie eine mächtige Staubwolke, mit Getöse des mystischen Jakchos, wie ein Aufgebot von dreissigtausend Mann. Das waren die Heroen und die Seelen geweihter Athener,

die Demeter zu Hilfe schickte, und gleichzeitig sah man von Aegina her die Aeakiden ihre Arme zum Schutz über die Griechenflotte ausstrecken. Unter solchen Götterzeichen verbohrt sich Schiff in Schiff mit ehernem Schnabel, die Perser, in der Enge eingekeilt, zerstossen sich gegenseitig, Freund und Feind wird ihnen gleich verderblich, ein Koloss um den andern zerkracht, Trümmer und Leichen stauen sich im Meer und bedecken alle Ufer, die Griechen aber „wie wohl beim Thunfischfang und sonstiger Treibjagd zur See, so schlagen, stossen, schmettern sie mit Ruderstücken und Schiffstrümmern drein, dass rings vor Ach und Weh und Jammerschrei die See erscholl, bis alles in den Schoss der schwarzen Nacht versank."

Jetzt richten wir, immer vom Wind umsaust, unsere Spitze auf das Festland, damit wir auch da drüben überm Wasser auf dem Vorsprung des Aegaleos den König der Könige sehen können, wie er aufspringt vom goldfüssigen Thronsessel und stöhnend sein Kleid zerreisst, während um ihn das tausendstimmige Jammergeheul erschallt wie in den „Persern" des Aeschylos: Wehe, König, alle deine stolzen Schiffe, deine besten Krieger, die ganze Hoffnung Persiens! Wehe, wehe!

Langsam dreht unser Dampfer nach Süden und schwimmt an der Innenseite der steilen steinigen Psyttaleia hin, wo der verblendete König die Blüte seines Landheers aufgestellt hatte, damit sie der Flotte beim Vernichtungskampf die Hand reiche. Und hier kommen wir gerade zum letzten Akt des grossen Völkerdramas: wie Aristides mit seinen Freiwilligen die beinahe senkrechten Felsenwände erklimmt und wie

die von ihrer Flotte verlassenen Perser nach verzweifelter Gegenwehr der hellenischen Uebermacht erliegen. — Das war kein Siegestag wie irgendein anderer mit kurzwährendem Freudenfeuer; an dem wundervollen Leben, das daraus hervorging, haben auch wir Heutigen noch unseren Teil. Sicher hatte ein Gott, der die Hellenen liebte, den Xerxes ins Land geführt, denn erst aus den Ruinen, die der Barbarenkönig zurückliess, konnte die Stadt des Perikles sich erheben. — Ob wohl, wenn diese Wasser auf einmal durchsichtig würden, noch Ueberreste der medischen Hoffahrt, vergoldete Schiffsschnäbel oder Geschmeide der königlichen Anführer zum Vorschein kämen? Die Wellen mögen es wissen, die mit ihnen Fangball spielten, ehe sie sie verschluckten.

Auch uns haben sie nun gehörig herumgeworfen; fast taumelnd setzen wir im Piraeus den Fuss aufs feste Land.

Ein von englischen Mitreisenden freundlich aufgedrungener und im Piraeus vergessener Rucksack, der die botanische Ausbeute enthielt, hätte beinahe den schönen Tag mit einer Dissonanz beschlossen, doch der vermisste stellte sich am Ende wieder ein, und *all's well that ends well.* Die Blumen von Aegina, mit denen wir am Abend unsere an Blumen schon überreichen Zimmer im *Mégas Aléxandros* schmückten, erinnerten uns noch viele Tage an die holden Nymphen Elene und Kalliope.

Der Heilige Weg von Athen nach Eleusis

ELEUSIS

OSTERDIENSTAG. Auf heute hat Athen seine Gäste zu einem Imbiss mit archäologischer Führung in die Ruinen des Weihetempels von Eleusis eingeladen. Zugleich aber steht auch der berühmte Ostertanz der Frauen von Megara auf dem Festprogramm. Beide Orte, obgleich nahe beieinander gelegen, sind für einen Tag zu viel. Nach schwerer Wahl entscheiden wir uns für Eleusis, hauptsächlich darum, dass man uns versichert, auch dort werde getanzt, ja Eleusis sei der eigentliche Ursitz dieser in das graue Altertum zurückreichenden Tänze, wofür ein homerischer Hymnus als klassisches Zeugnis angerufen wird. Die Freikarten für den Extrazug, der am Mittag abgeht, sind uns schon früher zugestellt worden. Wir haben aber überlegt, dass einem Massenbesuch der Ruinenstätte jede Stimmung fehlen muss, und dass auch die Führung einer so grossen Festmenge nur eine eilige und oberflächliche sein kann. Daher wir beschliessen, die stillen Morgenstunden allein im heiligen Be-

zirk der Demeter zu verbringen und uns selbst zu führen.

Um 7 Uhr wird nach dem peloponnesischen Bahnhof aufgebrochen. Noch schöner wäre es, zu Fuss auf der „Heiligen Strasse" über den Gebirgspass und längs des Meeres zu pilgern, wo die Prozession der Eingeweihten hinzog, an der Kephissosbrücke zu rasten, wo das Volk sie mit Spässen aufzuhalten pflegte, und unterwegs die zwei geheiligten Salzseen zu begrüssen, aber der Weg ist weit und zu ermüdend, als dass man noch die nötige Frische für die Ausgrabungen mitbringen könnte.

Auf dem Bahnhof ist der Andrang gross, denn auch andere haben die Erleuchtung gehabt, den Tempel lieber in der Vormittagsstille zu besuchen. Eben wird ein Zug in der Richtung nach Eleusis abgelassen, alles läuft und schiebt, aber ein Schaffner weist uns zurück, denn es ist der peloponnesische Zug, der keine Passagiere in Eleusis absetzt. Mit Mühe werden die Fahrkarten erkämpft, denn die uns gratis übersandten gelten nur für den Extrazug, der am Mittag abgeht. Hier ist auch schon der Lokalzug, der uns mitnehmen soll. Es ertönt der Ruf zum Einsteigen, und mich ergreift es wundersam wie so oft schon in Griechenland, solche Dinge des täglichen Lebens in der Sprache der Götter ausdrücken zu hören. Der Kyrios, immer mit Sprachstudien beschäftigt, muss sich mit der Tatsache abfinden, dass es für Sitzplatz und Wagenklasse nur ein Wort (*thesis*) gibt, wodurch leicht Verwirrung entsteht. Wir haben glücklich beides erobert, und der Zug setzt sich in Bewegung.

Es ist unsere erste Landreise in Griechenland, und die Erwartung ist gross. Da das Geleise schmalspurig ist wie fast auf allen griechischen Bahnen, und die Masse der Wagen dem entsprechen, hat man den Eindruck, in einem Tram zu sitzen. Aussen turnen die Schaffner hin und her, wie es in meiner Kinderzeit auch „in Europa" üblich war. Hymettos und Lykabettos, letzterer einmal in seiner seitlichen Verlängerung als Turkowuni sichtbar, bleiben allmählich zurück, das Pentelikon blickt von rechts herüber. Eine Strecke weit geht die Fahrt zwischen Feldern, wo die Frucht grünt, und vereinzelten Vignen. Dass die Rebe ohne Stütze niedrig am Boden kriecht, war mir schon in Aegina aufgefallen, aber ich hatte dort meine Gründe gehabt, nicht nach der Ursache zu fragen. Jetzt belehrt mich ein in Athen ansässiger Landsmann, dass man den Rebstock am Boden halten muss, weil die magere attische Erde sonst nicht Blätter genug treiben könnte, um die reifende Traube zu beschützen. Der Oelbaum, der zerstreut zwischen Korn und Gemüse steht, ist niedrig, mit ausgeschnittenem Wipfel, wie in der Umgegend von Florenz. Tiefroter Mohn, der in weiten Strecken flammt und leuchtet, versöhnt das Auge mit der Dürftigkeit des Bodens. Eine üppigere Anpflanzung etwas abseits der Bahn wird uns als das Landgut der ehemaligen Königin Amalia gezeigt, das einen schätzbaren, auf ihren Namen getauften Wein hervorbringt.

Mit einem Male befinden wir uns in einer erschrekkenden Steinwüste. Eingeklemmt zwischen einem Hügelrücken und einer flacheren Bodenwelle, die über

und über mit Steinen besät sind, windet die Bahn sich hin. Nirgends ein grünes Hälmchen; es sieht aus wie das Strafgericht eines Gottes, der die Landschaft für immer unter einer Aufhäufung toter runder Steine begraben hätte.

Die bedrückte Brust atmet freier, als endlich wieder magere knorrige Pinien zwischen den dünner gesäten Steinen zum Vorschein kommen. Dürftigste Kornfelder und Weideplätze schliessen sich an, worauf schönvliessiges Wollvieh wandelt, die Ebene erweitert sich, und plötzlich erscheint etwas Blaues: die See. Eine Bucht wölbt sich tief ins Land herein, die Berge weichen vor ihr zurück; was sich jenseits des Wassers in so kühnen Formen erhebt, kann nur der Höhenzug von Salamis sein. Weiter Blick über die grüne thriasische Ebene, wo Feigen, Korn und Oliven wachsen, rote Mohnfelder, eine Zypressenreihe, dann eine kleine Station mit der Aufschrift Eleusis.

Fast durchweg sind in Griechenland die antiken Ortsnamen amtlich wiederhergestellt und von der Bevölkerung mit Feuer aufgenommen. Wenn man vielleicht noch da und dort von einem alten Weiblein die späteren Bezeichnungen zu hören bekommt, die Jugend ist mit Begeisterung klassizistisch. Der Umschwung muss sich sehr rasch vollzogen haben, denn viele Oertlichkeiten, die in unserem Baedeker von 1908 noch die neugriechischen Namen tragen, finden wir an Ort und Stelle im Mund der Leute mit den althellenischen benannt. Es ist auch wahrlich nicht gleichgültig, ob man seinen Sonntag in Lévsina oder in Eleusis verbringt, und ob die Bergspitzen überm Meere drüben zu Kuluri oder

zu Salamis gehören. Wenn Byron dem griechischen Volke vorwarf, dass ihm aller Sinn für seine vergangene Grösse fehle, so ist heute im überschwenglichsten Masse das Gegenteil der Fall. Jedes Gespräch, das der Reisende mit einem Einheimischen anknüpfen kann, stimmt sich ganz von selber auf diesen Grundton. Die alten Namen erwecken ein glühendes Nationalgefühl und erfüllen die Jugend mit Vorstellungen aus der alten heroischen Vergangenheit. Ist es zu kühn gehofft, dass mit diesen Namen auch die Gesinnung der grossen Vorzeit wieder aufleben werde?

Dies also ist Eleusis, der Ort wo die grosse Göttin von ihrer langen Wanderfahrt nach der verlorenen Tochter rastete und wo sie zum Dank für empfangene Gastfreundschaft mit dem ersten Saatkorn den ersten Keim der staatlichen Ordnung und Gesittung in den Boden senkte! Hier war es, wo sie selbst die heiligen Mysterien stiftete, die die griechische Welt beseligten! Aus dieser Bucht sandte sie den jungen Triptolemos auf dem geflügelten Schlangenwagen mit der goldenen Aehre hinaus, damit er ihre Segnungen über die ganze Erde verbreite! Und zu dem Wasser dieser Bucht drängten sich jahrhundertelang die nach der Weihe verlangenden gläubigen Scharen, wenn in der heiligen Nacht der Aufruf zur Reinigung erscholl: „Ans Meer, ihr Mysten!“

Wir sind ausgestiegen und haben das mitgebrachte Frühstück in der neuen gelben Ledertasche neben dem kleinen Bahnhöfchen auf gut Glück in einem offenen Schuppen untergestellt. Denn ein Aufbewahrungsort für Gepäckstücke ist nicht vorhanden, und „in Grie-

chenland gibt es keine Diebe", hat mir ein erfahrener Landsmann in Athen gesagt; diesem Ausspruch wollen wir vertrauen.

Dann schlagen wir gleich die Landstrasse ein, die nach dem heiligen Bezirke führt, indem wir auf dem ganzen Weg einen knöcheltiefen gelblichen Staub um uns aufwühlen. Der Tag wird heiss, doch ist der Himmel nicht so strahlend rein wir gestern in Aegina, sondern mit leichten weissen Wolkenstreifen durchzogen. Nach wenigen Minuten zweigt der Weg zum Eingang der Trümmerstätte ab. Dein Werk, Alarich! Und doch wusstest du, was Ehrfurcht heisst. Oder konnte dich nur der Gorgonenschild und die funkelnde Lanzenspitze der Promachos erschüttern, und die gütige Herrin dieses Tempels, die hier die erste Feldfrucht den Menschen wachsen liess, war dir zu mild, zu mütterlich, um sie zu schonen?

Der Anblick ist niederschmetternd, man denkt eher an einen Marmorbruch als an einen Tempel. Keine Säule steht mehr, griechische und römische Reste liegen nebeneinander am Boden hingeworfen. Nur mit Widerstreben geht der Fuss über zerbrochene Stufen und geglätteten Marmorboden weiter und weiter durch die trostlose Vernichtung. Wo die Trümmermassen am unkenntlichsten sind, ahnt man irgendein Herrlichstes, doch das Auge vermag sie nicht zu deuten. Während eine französische Gesellschaft sich plaudernd unter den Ruinen lagert, flüchten wir uns über eine Felsentreppe auf den Rand der Bergterrasse, an die der Demetertempel angebaut war. Unter uns haben wir die achtfach übereinander erhöhten Sitzreihen,

Korbträgerin, Museum zu Eleusis

die die Wände des Tempels umliefen und die auf der Bergseite aus dem lebenden Gestein gehauen sind, das einzige, was die Wut der Zerstörer nicht vernichten konnte, während die aufgebauten Stufen der andern Seiten zusamt den umgebenden Mauern verschwunden sind.

Auf der obersten Stufenreihe lassen wir uns im Schatten einer kleinen christlichen Kapelle nieder und suchen vor allem nach dem Plan des Baedeker einen Ueberblick zu gewinnen. Leider haben wir bei der Abreise einen wichtigsten Ausrüstungsgegenstand vergessen, den Kompass. Erst müssen also nach dem Stand der Sonne die Himmelsgegenden festgestellt werden, und nun löst sich allmählich vor dem suchenden Auge der Wirrwarr. Die grossen und die kleinen Propyläen, das Hekatetempelchen, die Plutongrotte sondern sich aus dem Schutt. Und jetzt steht der grosse Weihetempel mit seinen beiden, auf schweren dorischen Säulen ruhenden Stockwerken und der lang vorgelagerten Halle wieder da, wenn auch in den luftigsten Umrissen. Man sieht den Weg, auf dem die Mysten das Heiligtum betraten.

„Schweigt andachtsvoll, es weiche zurück, wer nicht die Weihen empfangen!“

Wählen wir uns einen athenischen Gastfreund zum Mystagogen, damit auch wir Fremdlinge eintreten und an der heiligen Feier teilhaben können. Was wird in dem geheimnisvollen Innern des Tempels vorgehen? Die Sitzreihen an allen vier Wänden, welche Wunder werden sie im Halbdunkel des heiligen Raumes oder bei Fackelschein den Eingeweihten schauen lassen?

In welcher Form strahlt ihm das überwältigende „Licht von Eleusis“ auf? An welcher überirdischen Glückseligkeit bekommt er Anteil, dass uneingeweiht zu sterben dem Griechen das schwerste aller Missgeschicke ist, und Sophokles singen kann:

Dreimal selig sind
Die von den Sterblichen, die jene Weih erblickt,
Eh sie zum Hades wandern. Ihnen ist allein
Das Leben, und den andern ist dort alles Leid.

Unsre Erwartung muss unbefriedigt bleiben, denn der Augenschein versagt völlig, und die Phantasie bringt nur nebelhafte Bilder hervor. Aber es ist gut so. Und gut ist es auch, dass der späte Pausanias, als er seinen Lesern von den eleusinischen Weihen erzählen wollte, durch ein warnendes Traumgesicht abgeschreckt wurde; das Unerfüllte, das Unenthüllte bewahrt auf immer seinen Reiz. Uns genügt das mystische Jakchoslied:

Jakchos, dem der Tanz lieb, komm, geleite mich!

und der trunkene Uebermut des Alkibiades, der mit seinen Freunden den heiligen Hokuspokus nachäfft.

So sitzend und rätselnd merkt man nicht, wie die Stunden vergehen. Aber es macht die Augen und die Gedanken müde, immer auf die Trümmerwüste hinunterzustarren, man verlangt wieder nach Lebendigem, und wäre es nur das dürftige Gras, das da oben am Burgberg wächst. Es tut wohl, den steilen Hang zu erklimmen, den der alte fränkische Befestigungsturm überragt, und auf der meerwärts gelegenen Seite zwischen

Geröll und grober Scholle wieder hinabzurutschen. Reizende Muscheln, vielleicht Ueberreste eines alten eleusinischen Festmahls, liegen von Erde leicht bedeckt umher; sie sind so hart, als wären sie schon versteinert.

Gerade unter uns liegt, was sich heute Eleusis nennt: eine armselige Häuserflucht mit Fabrikschlöten untermischt am Strande. Zu solchem Elend ist die glänzende Geburtsstadt des Aeschylos herabgesunken. Aber herrlich ist der Blick auf die blaue vom Aegaleos und den Bergen der Megaris eingeschlossene Bucht mit der stolz geschwungenen Linie von Salamis gerade gegenüber, und eine stattliche Palme hart am Meer versöhnt ein wenig mit der Verkommenheit ihrer Umgebung.

Nachdem wir auch noch durch den gemauerten Eingang in das mykenische Felsengrab gekrochen sind, von dem unser Baedeker spricht, glauben wir unsere Pflicht als gewissenhafte Reisende erfüllt zu haben. Geschäftige Hände haben unterdes auf der langen Terrasse mit den Säulenbasen an der Südostseite des Weihetempels, die die „Vorhalle des Philon“ heisst, einen Tisch von unendlicher Länge aufgestellt und mit allerlei Leckerbissen beladen. Dieser Anblick weckt uns die sehnsüchtige Erinnerung an die gelbe Ledertasche, die wir am Bahnhof zurückliessen, und im Kyrios die bange Frage, ob sie samt ihrem Inhalt noch der freundlichen Welt des Indikativ Präsens angehört oder ob schon die schwierige Form des neugriechischen Perfektums auf sie angewendet werden muss, daher wir uns in beschleunigter Gangart nach dem Bahnhof in Bewegung setzen. Aber friedlich steht die Gelbe in ihrem Schuppen, um-

geben von einer ganzen Anzahl anderer Frühstückstaschen und Körbe, und beschämt uns durch den Anblick ihrer Unversehrtheit.

Jetzt aber, wo sich mit ihr niederlassen, da draussen nichts ist als Staub und Mittagsglut und weisser Glast? Nur in dem Wirtsgarten hart an der Eisenbahn gibt es Schatten. Wir schwanken, ob wir einen der Tische für unser Mitgebrachtes benützen dürfen, doch durch Herumstehende ermutigt, setzen wir uns und packen aus. Und nun zeigt sich die griechische Gastlichkeit in einer neuen Form: weit entfernt, uns an ihre Anwesenheit zu erinnern, eilen Wirt und Kellner immer in breitem Bogen an unserem Tisch vorüber, damit wir uns ja nicht gestört fühlen sollen; es kostet sogar schliesslich einige Mühe, den türkischen Kaffee zu erhalten, der nachträglich unser Eindringen rechtfertigt.

Mittlerweile ist der Mittagszug mit den Orientalisten angekommen. Eine breite Menschenwelle, der wir uns anschliessen, ergiesst sich in den heiligen Bezirk. Vielleicht hat dieser, seitdem die letzten Eleusinien gefeiert wurden, keine solche Anzahl von Besuchern mehr beisammen gesehen. Auch die Einwohner von Eleusis sind alle in die Ruinen hinausgeströmt, darunter schöne kräftige Weiber von zigeunerhaftem Aussehen, in sehr bunte Farben gekleidet, wie man sie sonst kaum in Griechenland zu sehen bekommt, mit fast afrikanisch dunklen Kindern. Die Herren vom deutschen archäologischen Institut geben Erklärungen; um jeden Sprecher bildet sich eine grosse Ansammlung, die mit ihm von Hauptpunkt zu Hauptpunkt eilt; wir indessen, schon von eleusinischer Weisheit durchsättigt,

hören zu, wo wir eben beikommen können, um ein wenig zu naschen, und erfahren auf diese Weise, dass wir selber schon auf der richtigen Spur waren. Bekannte tauchen auf, mit denen man eilig ein paar Worte tauscht, und verschwinden wieder im Gewühl. Dann schiebt sich die ganze Menge, und wir mit ihnen, in das kleine Museum, das so viele Menschen gar nicht fassen kann. Da sind schöne Reliefs, die sich auf den Triptolemosmythos beziehen, Statuen der Demeter und Kora, und der prächtige Kopf einer Karyatide. Doch die Luft wird zu eng, wir retten uns ins Freie.

Draussen auf dem Boden der Philon-Halle drängt sich's ganz dicht und schwarz um den Schenktisch. Dem Kyrios gelingt es, ein Glas Bier zu ergattern, was in Griechenland, wo es eigene Brauereien gibt, ein sehr beliebtes Getränk ist; und ich lange mir einen von den köstlichen *portokalia*, um doch auch die Gastfreundschaft der Stadt Athen zu verkosten. Der Boden bedeckt sich ganz mit Eier- und Orangenschalen, ein unheiliger Anblick in dem heiligen Raum. Alles wartet mit Spannung auf den Tanz. Wir lassen uns bei dem altberühmten tiefen Brunnenhaus neben den „Grossen Propyläen" nieder, um das sich vor Alters der schöne Reigentanz der Eleusinierinnen zu schlingen pflegte, denn wir hoffen, er werde auch heute an der klassischen Stelle stattfinden.

Dort ist indessen unseres Bleibens nicht; ein paar kleine Albanesenkinder haben sich von ihren Müttern losgemacht und geben dem Bedürfnis nach, ihre Köpfchen auf den Schoss der Kyría zu legen, was ich als Ausdruck des Wohlwollens zu schätzen weiss, aber aus

besonderen Gründen lieber vermeiden möchte. Wegrücken ist nutzlos, denn sie rücken nach, und da wir nun durch einen Kundigen erfahren, dass die Frauen von Eleusis, um der Neugier der Fremden zu entgehen, ihren Reigentanz den Tag zuvor in aller Stille und Scheue abgehalten haben — ein edler Zug des Volkes, das sein Eigenstes und Innerstes nicht öffentlich zur Schau stellen will —, da kommt uns mit dem Nachlass der Spannung plötzlich zum Bewusstsein, wie lange und inhaltsreich dieser Tag gewesen, und dass es an der Zeit ist, ihn zu beschliessen. Wir nehmen also den nächsten Zug und fahren nach Athen zurück.

Nicht gering ist aber unser Verdruss, als wir nun im Mégas Aléxandros bei Tische vernehmen, dass in Megara der Tanz wirklich stattgefunden hat und dass uns da etwas Bedeutsames und Schönes entgangen ist. Ein altvererbter religiöser Reigen, vielleicht ein Rest der gottesdienstlichen antiken Tänze, ist etwas zu Merkwürdiges, als dass man sich über die Versäumnis so leicht trösten könnte. Aber die Kellner, auf deren Angaben hin wir Megara entsagten, beeilen sich uns zu versichern, dass wir noch gar nichts verloren haben, weil an einem der nächsten Tage die Ostertänze in dem nahen Menidhi aufgeführt werden, die, wie sie sagen, denen von Megara völlig gleich sind.

Demeter und der Zug der Mysten, Eleusis

MENIDHI-ACHARNÄ

NUN geht all unser Trachten auf Menidhi. Ueber den Zeitpunkt der Tänze sind die Meinungen geteilt, und es heisst achthaben, dass uns die Frauen von Menidhi nicht denselben Streich spielen wie die von Eleusis. Auf den 30. März endlich, der unserem 12. April entspricht, wird die Sache für sicher angesagt, und der Morgen findet uns unterwegs nach Menidhi, einem Dörflein in der attischen Ebene, dem alten Acharnä, dessen Namen es sich neuerdings in der Amtssprache wieder zugelegt hat.

Der Bahnzug ist abermals erstaunlich überfüllt, doch sind es diesmal hauptsächlich Athener, die sich das Fest ansehen wollen. Für die Kyrîa schafft das Publikum im Innern Platz, während der Kyrios in den vorgelagerten Gang zwischen eine Menge athenischer Männer eingeklemmt wird, deren einer ihn sofort in ein Gespräch über die „Acharner" des Aristophanes verwickelt. Trotz der Hitze und Enge ist an Luft kein Mangel, es stehen alle Fenster und Türen offen, durch die der Wind gewaltig saust. Die Griechen sind das

einzige Volk, das sich nicht vor Zugluft fürchtet; im Tram hat man zuweilen den Eindruck, man könnte hinausgeweht werden, wenn man nicht so fest verpackt sässe, und auch in den Speisehäusern hat die Art, wie für nachdrücklichste Lüftung gesorgt wird, oft meine stille Bewunderung erregt.

Im Abteil sind zuletzt nur noch Damen, weil die Herren nach und nach alle ihre Plätze abgetreten haben. Mir gegenüber sitzt eine schöne junge Mutter mit ihrem Wickelkind im Arm, das mit vielen Bändern ganz steif auf ein in Spitzen verhülltes Brett geschnürt ist. So oft es zu weinen anfangen will, schwingt sie es trällernd in der Luft, bis es gänzlich betäubt ist und blöde lächelt, zum grossen Wohlgefallen der anderen Anwesenden. Ich möchte gerne um Schonung für das arme schwache Köpfchen bitten, aber ein Gott hat mir die Zunge versiegelt, was wahrscheinlich gut ist.

In Menidhi-Acharnä wimmelt es von Menschen, und die Strassen sind festlich geschmückt. Vor der Kirche liegen auf Tischen und Ständen grosse Wachskerzen aufgestapelt, aus denen die Frommen sich je nach Vermögen und Herzensdrang eine dickere oder dünnere aussuchen, die gleich in der Kirche aufgesteckt wird, während die Teller mit den Nickelmünzen sich immer höher auffüllen. Rechts und links von der Kirchentür drängen sich die Acharnerinnen in reichem Putz; ihre langen, seltsam geformten Jacken und die breiten Schürzen sind farbig gestickt, sie haben gleichfalls gestickte Kopftücher, die Kinn und Mund mit verhüllen, und um den Hals tragen sie prächtiges, übereiches Goldgehänge, das bei mancher bis zum Gürtel

hinabreicht. „Gib Achtung im Gedräng, dass keiner dir von deinem Goldschmuck stiehlt," sagt schon im Aristophanes der alte Acharner zu seiner Tochter.

In einem offenen Bretterverschlag hart neben der Kirche werden ganz unbefangen während der Messe Schafe abgehäutet und ausgeweidet, und mit Fug erinnert einer unserer Fahrtgenossen daran, dass auch im alten Griechenland das Schlachten und Häuten mit zum Gottesdienst gehörte. Drüben an der Strassenecke kann man auch gleich den Fortgang der Opferhandlung beobachten. Da werden im Freien ganze Schafe geröstet. Einige sind schon gar und können angeschnitten und verkostet werden, während man andere eben an die Spiesse steckt. In Bracciano bei Rom sah ich einmal ein ganzes geröstetes Schwein öffentlich aufgestellt wie beim Gastmahl des Trimalchio. Aber der Anblick war bei weitem nicht so abschreceknd, weil das Tier seine vierfüssige Gestalt behalten hatte. Den Schafen von Menidhi aber waren die Vorderbeine abgelöst und der ausgestreckte Leib fest zusammengeschnürt; was sich da mit bleckenden Zähnen über dem Feuer drehte, sah so kannibalisch aus, dass wir augenblicklich die Flucht ergriffen, mit dem innigen Wunsch, der Mégas Aléxandros möge uns so bald keinen Lammsbraten mehr vorsetzen.

Da sich nun zuerst noch eine langwierige Prozession abspielen soll und der Reigen auf drei Uhr nachmittags verschoben ist, werden wir es müde, in dem Gewühl der Gassen zwischen den Tischen mit landesüblichen Süssigkeiten und den Karren voll Orangen herumzuschlendern, denn Sehenswürdigkeiten gibt es in Me-

nidhi keine. Das Dörflein ist etwa so gebaut wie italienische Dörfer gleichen Umfangs, nur viel armseliger. Um die Zeit bis zum Nachmittag hinzubringen, besuchen wir das Kuppelgrab, das eine halbe Stunde von Menidhi in der Ebene liegt. Der Weg führt über den Bahndamm in die Felder hinaus. Eine Anzahl kleiner Jungen, zu denen sich unterwegs als Chorführer ein Alter gesellt, haben sich von selbst als Führer angeschlossen, und im Gehen geben sie uns unaufgefordert Sprachunterricht nach der Berlitz-Methode. Wenn ich mich z. B. nach einem Hufeisen bücke, um es mit abergläubischem Eifer zu mir zu stecken, so sind sie gleich von allen Seiten um mich her und schreien mir zu: *pétalon! pétalon!* bis ich folgsam wiederholt habe: *pétalon.* Dann huscht eine Eidechse von der besonders grossen, im Süden heimischen Art, die der Kyrios noch nicht gesehen hat, über den Weg, und gleich ruft es im Chorus: *savrá! savrá!* So wird uns von allem, was uns unterwegs aufstösst, Baum und Blume, Pferd und Wagen, alsbald die Benennung vorgesagt, dass wir uns vorkommen, wie Adam im Paradiese, da er noch nichts zu tun hatte, als jegliches Ding zu benamsen.

Auf der grossen Wiese beim Eingang des Grabes wird die kleine Gesellschaft entlassen, der Alte nimmt den Lohn für sie in Empfang, den er gerecht verteilt, und entfernt sich gleichfalls. Was kann man besseres tun, nachdem das leere Innere des Gewölbes besichtigt ist, dessen Schätze längst in das Nationalmuseum gebracht sind, als die Ledertasche öffnen und auf der grünen, mit tausend Blumen bestreuten Festtafel inmitten der weiten attischen Ebene, auf die Parnes und

Akademie der Wissenschaften, Athen

Hymettos herunterblicken, unsere Mahlzeit ausbreiten? Dein Wohl, namenloser Heros, der du unsichtbar dieses Ehrengrab bewohnst, und verarge es uns nicht, wenn wir dir mit aller schuldigen Ehrfurcht die Knochen und die Schalen zurücklassen.

Es ist die Mittagszeit, wo der grosse Pan schläft. Auf der glühenden Ebene herrscht tiefes Schweigen, kein Wagen rollt mehr auf der Strasse, selbst der immer sausende Wind hat sich gelegt, den Schlummer des Gottes nicht zu stören. Auch den beiden einzigen Zeugen seiner Mittagsrast werden die Augen schwer, und jedes sucht sich ein bequemes Plätzchen am warmen Busen der attischen Erde, um von tausend Blumen und Kräutlein umduftet auszuruhen. Erst das Rattern der wieder erwachten Automobile und das Rollen der „Susten“[1]), die auf der Landstrasse von Athen unter Wolken Staubes herankommen, mahnt uns wieder an das Fest in Menidhi.

Ich will gleich verraten, dass der Ostertanz von Menidhi eine Enttäuschung war, ich kann wohl sagen, die einzige auf der ganzen Reise. Es gab nichts zu bewundern als die schönen Gestalten und Trachten, die wir schon am Morgen gesehen hatten. Von einem Tanze kann man überhaupt nicht sprechen, es war nur ein langsamer Ringelreihen, ohne Rhythmus und ohne Leben. Die Frauen, darunter auch solche von reiferen Jahren, hielten sich bei den Händen gefasst, ein paar kleine Mädchen machten den Schluss, und so schoben sie sich in einem weiten Kreise, den ihnen Soldaten frei-

[1]) Zweirädrige Karren, ähnlich dem italienischen Barroccio, ein sehr beliebtes Verkehrsmittel.

hielten, von den Zuschauern umdrängt, ohne Musik, mit schüchternen, befangenen Bewegungen bald nach der rechten, bald nach der linken Seite, bis drei Männer, leider in städtischer Tracht, sich zu ihnen gesellten, wovon zwei als Musikanten vorangingen, der dritte die vorderste Frau an den Händen erfasste und rascher nachzog. Es schien, als sollte jetzt die Gebundenheit sich lösen, der Vortänzer warf in rhythmischen Abständen die Arme in die Luft und machte einen verzückten, wirbelnden Sprung, was sich freilich zu der modernen Kleidung befremdend ausnahm; man erwartete dann jedesmal, dass jetzt das unterdrückte Temperament sich Luft mache, doch gleich fiel alles in die alte Blödigkeit zurück. Einige von den Frauen waren ganz heimliche Glut, und alle hatten strahlende, tiefbewegte Gesichter, ohne doch den inneren Vorgang durch die Bewegung zum Ausdruck bringen zu können. So hatte der Anblick etwas Unerlöstes, mich beinahe Quälendes. Uralt müssen diese Tänze sein: es gibt auf der Akropolis ein archaisches Relief, Hermes, die Nymphen anführend, das eine genaue Darstellung des Tanzes von Menidhi ist. Der Gott geht musizierend voran, die Nymphen halten sich seitwärts schreitend bei den Händen gefasst, sie tragen gleichfalls gestickte Gewänder, freilich von plastischer Durchsichtigkeit, und die letzte zieht ebenso ein kleines Mädchen nach sich wie die Frauen von Menidhi.

Später überzeugte ich mich aus der Schilderung von Augenzeugen, dass die Reigentänze doch nicht überall die gleichen sind, und dass der berühmte Ostertanz von Megara, den sie die „Woge" nennen, ein ganz an-

deres Gepräge haben muss als der von Menidhi-Acharnä. Die Eintönigkeit wirkte so entnervend, dass es eine Wohltat war, als endlich der Zug pfiff, der uns nach Athen zurückbringen sollte.

Für den Monstretee, zu dem Frau Sophie Schliemann mit grossartiger Gastlichkeit sämtliche Kongressmitglieder in Bausch und Bogen eingeladen hatte, kamen wir zu spät und konnten nur noch einen eiligen Rundgang durch den berühmten Marmorpalast *Ilíu Mélathron* machen, während der Strom der Gäste, unter ihnen der griechische Thronfolger und die Spitzen der athenischen Gesellschaft, sich schon dem Ausgang zuschob.

Dagegen blühte uns am späten Abend noch die Aufführung des „König Oedipus" in neugriechischer Uebersetzung, die Athen den Orientalisten im städtischen Theater zum besten gab und bei der sich der Träger der Titelrolle den warmen Dank der Zuschauer verdiente.

Der Turm der Winde, Athen

KAP SUNION

UNSER letzter Ausflug in Attika galt dem Kap Sunion.

Nördlich vom Omóniaplatz in einem kleinen Kafeníon befindet sich das winzige Kephisíabahnhöfchen, wo man die Fahrkarte nach Laurion löst. Vor der Tür an der Ecke der Béranger- und Zweite-September-Strasse wird eingestiegen, denn die Eisenbahn läuft auf dem Strassendamm. Früh 6½ Uhr geht unser Zug, der es dem eiligeren Reisenden ermöglicht, abends wieder in Athen zu sein; wir haben aber beschlossen, in Laurion zu übernachten, damit wir dem Poseidontempel auf Sunion zu Fusse unseren Besuch abstatten können.

Erst beschreibt die Bahn durch Korinthenfelder einen breiten nordöstlichen Bogen, den Hügelzug des Turkowuni umgehend, und windet sich dann in der Enge zwischen Hymettos und Pentelikon durch gen Süden nach der weit offenen, fruchtbaren Mesogia. Stattliche, nicht verschnittene Oelbäume stehen in weiten Strecken angepflanzt, grosse Rosmarinhecken säu-

men den Weg. In einem Olivengarten, gerade überm Strassenrand, fiel uns eine Gruppe von Männern auf, deren jeder einen grossen Oelzweig gesenkt hielt, einer ohne Zweig stand voran und machte mit der leeren Hand feierliche Zeichen in die Luft. Ob sie einem religiösen oder einem abergläubischen Brauch, vielleicht dem letzten Rest eines alten Naturdienstes, oblagen, hätten wir gerne wissen mögen.

Koropi am silbergrauen, schön gegliederten Mavro Wuno oder „kleinen Hymettos", mit dem jetzt eben die Wolkenschatten ein zauberhaftes Spiel treiben. Könnte man links über Ebene und Berge hinweg bis zum Meere blicken, so würde man des alten Brauron (jetzt Wraóna) ansichtig werden, wo Iphigenie das geraubte taurische Götterbild im Heiligtum der Artemis niedersetzte. Aber die Gegend hat noch mehr Erinnerungen: der Kyrios machte mich darauf aufmerksam, dass dort aus einer etwas südlicher gelegenen Bucht, die wir auch nicht sehen konnten, das heilige Schiff mit den Opfergesandtschaften nach Delos abzusegeln pflegte, vor dessen Rückkehr nach athenischem Gesetz die Hinrichtung des Sokrates nicht vollstreckt werden durfte. Doch wo wäre der Ort in Attika, an dem man nicht ein Stück Mythe oder Geschichte aufglänzen sähe, wenn man ihn schärfer ins Auge fasst!

Hinter Kalywia schliessen sich die Höhen zusammen, grün bewachsenes Steingerölle wechselt mit Saatfeldern und Oelgärten ab, man beginnt die Gestalt der langen, immer schmäler werdenden Landzunge zu erkennen, in die die attische Halbinsel ausläuft. Bei Tho-

rikó sieht man die Reste des antiken Theaters, das zwischen zwei Berghänge eingebettet und im Vorüberfahren von dem hellgrauen Steingerölle kaum zu unterscheiden ist. Dann durcheilten wir am östlichen Meere hin die Niederung, während ein flaches Vorgebirge, das ein kleines Dörflein trägt, uns den Blick auf das westliche saronische Gewässer versperrte, und erreichten gegen Mittag Laurion.

Dort begaben wir uns in das „Grand Hôtel d'Europe" und wurden unvorsichtigerweise ohne vorhergegangene genauere Musterung mit dem Wirt über ein Nachtlager einig. Von unserer anfänglichen Absicht, auch das Mittagsmahl im Hause einzunehmen, standen wir nach einem Blick auf seine und des Kellners Hände ab und liessen uns in das zu ebener Erde im Grünen gelegene Speisehaus *Tôn Xenôn* begleiten, das einer italienischen Trattoria ähnlich ist. Der ungemischte feurige Wein, auf den wir angewiesen waren, weil, wie so oft in Griechenland, kein trinkbares Wasser da ist, nötigte uns vor dem Aufbruch nach den *Kolonnäs* zu einer kleinen Mittagsrast in unserem Gasthof.

Beim Erwachen sah ich über mir an der Wand mehrere dunkle Punkte, die zuvor nicht dagewesen; als ich sie behutsam mit der Spitze des Sonnenschirmes berührte, setzten sie sich in Marsch. Ahnungsgrauend hob ich die Decke des Kanapees, worauf ich geschlafen, in die Höhe und liess sie schaudernd wieder fallen. Mein Reisegefährte hatte unterdessen auf seinem Zimmer ähnliche Entdeckungen gemacht. Der herbeigerufene Kellner hob vor Verwunderung die Arme zum Himmel und schwur, dass er in seinem Leben solche

Tierchen noch nicht gesehen habe. Was beginnen? Wir können doch nicht auf Sunion verzichten und nach Athen zurückfahren. Es heisst also gute Miene zum bösen Spiel machen und uns einreden, dass auch wir die Tierchen nicht kennen.

Um ½2 Uhr wird aufgebrochen, denn der Weg ist weit. Das moderne Städtchen Laurion mit seinen regelmässigen Strassen und den vielen rauchenden Schlöten ist voller Geschäftigkeit, im Hafen werden Dampfschiffe befrachtet. Die alten Silberbergwerke, die einst dem Themistokles die Mittel für seine siegreichen Trieren lieferten, sind im vorigen Jahrhundert durch eine französische Gesellschaft aufgekauft und von neuem in Betrieb gesetzt worden, gehören aber jetzt dem griechischen Staate.

Zuerst geht es an rauchenden Hüttenwerken vorüber auf einem Boden, der schwarz ist von Kohlenstaub; dann wird der ebene, schattenlose Weg völlig öde und zieht sich in endlos geradem Strich zwischen flachen, nahe zusammentretenden Hügeln hin, die die Aussicht versperren. Man begegnet keiner Seele. Die glühende Sonne, die fast noch im Scheitel stand, und ein heftiger Wind erschwerten das Gehen. Allmählich beginnt sich die Strasse zu winden, es kommt etwas niedriges Gestrüpp, dann eine Pinienwaldung, und plötzlich öffnet sich zu unserer Linken das tiefblaue kykladische Meer mit der langgestreckten Insel Makronisi, die bei den Alten Helene hiess, weil nach der Sage Menelaos von Troja kommend dort mit seiner Gattin gelandet sein soll. Unser Weg nähert sich dem zerklüfteten Strande. Dort steht ein Wacholderbusch, in dessen magerem

Schatten zwei durstgequälte Wanderer ihren letzten *portokali* verzehrten, nicht wissend, wie es ihnen nachher gehen sollte, denn auf Trinkwasser ist nicht zu hoffen. Für einen kleinen Augenblick kommen oben zwischen den bewachsenen Höhen die weissen Säulen des Tempels zum Vorschein, doch schon nach wenigen Schritten versteckt er sich wieder, damit wir mit erneuter Mühe um seinen Anblick werben, denn jetzt muss jeder Fuss breit dem Winde abgerungen werden. Kleine schweigende Buchten träumen saphirblau zwischen den Klippen des Ufers, überm Wegrand glühen uns Mohnfelder an, Hundegekläff an einsamen Gehöften; aus den zwei Stunden des Baedeker sind allmählich drei geworden, und noch ist der Fuss des Vorgebirges nicht erreicht. Das hatten wir nicht bedacht, dass um solche vorgeschobene Landzunge, die zwei Meere scheidet, immerzu die Winde kämpfen.

Bei einem grossen Gehöfte trat uns eine wunderschöne, aber von Schmutz starrende junge Bäuerin entgegen mit lauten Klagerufen über das Los der unglücklichen Kyría, die gezwungen sei, in solcher Hitze solche Wege zu machen. Sie rief auch ihre männlichen Angehörigen herbei, damit sie mir gleichfalls ihr Mitgefühl aussprächen. Ich gab durch Gebärden zu verstehen, dass zum Bedauern kein Grund sei, und es währte auch wirklich nicht mehr allzulange, so traten wir in einen schattigen Waldweg zwischen zwei Meeren, der am Fusse des mit niederem Gesträuche bewachsenen Vorgebirges endet.

Rechts vom Wege hat das Wasser eine kleine, stille Bucht eingewühlt, in der ein paar weltvergessene Häu-

ser liegen. Der steile Hügel ist mit altem Mauer- und Befestigungswerk durchzogen und verengt sich oben zu einer kleinen rechteckigen Hochfläche. Auf dieser luftigen, von Winden und Wogen umtosten Warte erhebt sich über steilen Marmorstufen das schimmernd weisse Heiligtum des Meergottes. Poseidontempel von Sunion, als Wunder aller Wunder leuchten in meiner Erinnerung deine dorischen Säulen, die ihr Gebälk noch tragen, dein aufrecht stehender Pronaos mit dem tiefsten Blau von Luft und Meer als Hintergrund. Vor den Eingangsstufen liegt neben geborstenen Säulentrommeln der abgeschüttelte Fries in Blöcken an der Erde, die Figuren darauf sind von der Zeit zerfressen, unter dem zertrümmerten Boden der Cella wachsen wundervolle lilablaue Blumen herauf, zwischen der langen südlichen Säulenflucht aber sitzen zwei ganz erschöpfte Menschenkinder, die deine Schönheit nicht mehr mit den geblendeten Augen aufzunehmen vermögen, sie nur bei geschlossenen Wimpern gierig durch die Poren einsaugen, bis der freundliche Phylax ihnen mit zwei Tässchen türkischen Kaffees zu Hilfe kommt.

Und jetzt durch die flammende Pracht des Mohns zum äussersten Rande vorgetreten, wo die attische Halbinsel zu Ende ist, und den Raum mit durstigen Blicken getrunken! Hier öffnet sich südlich das weite myrtoische Meer, dessen lange Welle da unten wie am Fuss eines Turmes anrauscht, denn an dieser Stelle fällt das sechzig Meter hohe Riff senkrecht hinunter. Dicht vor uns liegt die kleine Insel Hagios Georgios, das alte Belbina. Vier Höhenzüge bauen sich westwärts übereinander auf: der beherrschende Oros

von Aegina, der Wolkenversammler des saronischen Golfs, auf dessen Höhe Aeakos seinem Vater Zeus zu opfern pflegte, um die Dürre von Griechenland abzuwehren, und dahinter die argolischen Berge. Während uns der Wächter auch die Inseln Poros, Hydra und das fernere Spetsa zeigen will, verschwimmen sie in lichtgrauem Dunst, denn seit der Wind sich gelegt hat, beginnt der Himmel sich zu überziehen. Nach Osten, dem Tempeleingang gegenüber, liegt ganz nahe Makronisi, das uns schon auf dem Wege begleitet hat. Weiter hinaus müsste ein Teil der Kykladen sichtbar sein, aber kaum dass der Wächter uns die Insel Keos genannt hat, so verhüllt sich auch diese in ein zartes Gespinst wie die meergeborene Aphrodite und entschwindet unseren Blicken. Unendliche Einsamkeit auf den ägäischen Gewässern, von keinem Segel unterbrochen. Man fühlt sich hoch wie in einem Luftschiff, das eben den Flug über den Archipel beginnen will. Wohl mochte an dieser Stelle zum Meergott beten, wessen Glück da aussen auf den öden, von Winden und Strömungen durchwühlten Fluten schwamm. — — — —

Ich will mir Sunions Marmor küren
Zum Sitze, wo nur Wogen nahn,
Und leis mit mir Gespräche führen,
So sing und sterb ich dort, ein Schwan —[1])

sang Byron in den Tagen, wo das Benzin keine Rolle spielte. Heute müsste er sich eine andere Stelle wählen. Während wir durch Gestrüpp und Heide den bequemsten Abstieg suchten, raste ein Automobil, aus dem es

[1]) Uebersetzt von Hermann Kurz.

von langen Schleiern wehte, auf dem schmalen Landrücken heran, erklomm in tollem Laufe das abgedachte Vorgebirg, bäumte sich dann an der steilen Vorstufe des heiligen Bezirks in die Höhe und überwand mit einem jähen Ruck auch diese. Mit dem letzten Blick auf Sunion sahen wir gerade, wie der neuzeitlichste Snobismus tollkühn und seelenlos von der geweihten Stätte Besitz ergriff.

Als wir wieder an dem Gehöfte vorüberkamen, stand die schöne, ungewaschene Nymphe an der Strasse und überreichte mir mit ihren Glückwünschen einen Rosenstrauss, den sie unterdessen für mich gebunden hatte.

Nicht so liebenswürdig war die Begegnung, die unser am Abend in Laurion wartete. Beim Auszug hatten sich ein paar Kinder in zudringlicher Weise an uns herangemacht, um uns nach Sunion zu begleiten, und waren von uns mit höflichem Danke abgewiesen worden, wofür sie uns Spottreden nachriefen. Wir hatten schon bemerkt, dass die Bevölkerung der Arbeiterstadt Laurion sich an Wohlerzogenheit nicht mit den Athenern messen kann, allein auf den Empfang, der uns bei der Rückkehr bevorstand, waren wir nicht gefasst.

Auf einer *platía*[1]), an der wir bei anbrechender Dämmerung vorüber mussten, war die Schuljugend männlichen und weiblichen Geschlechts versammelt und wurde durch unsere kleinen Feinde, die auf uns warteten, im Nu aufgewiegelt. Nie werde ich das Brüllen, Zischen und Grölen dieser halbwüchsigen Dämonen vergessen, deren Zahl noch immer wuchs, und gegen die die vorübergehenden Bürger, de-

[1]) Platz.

Die Gräberstrasse am Dipylon, Athen

nen bei diesem Kinderaufstand selber bange zu werden schien, nicht aufkamen. Wir setzten so gut wir konnten unsern Weg unter dem Andrang der heulenden Masse fort, bis mich, vom Kyrios ungesehen, ein Stein ans Ohr traf. Da verlor ich die Geduld, und, ehe mein Begleiter einschreiten konnte, fuhr ich plötzlich mit dem Sonnenschirm unter sie, worauf alle mit Geschrei die Flucht ergriffen. Ein paar Mädchen, die zur Besinnung gekommen sein mochten, liefen uns voran, stellten sich ganz sittig, als wäre nichts geschehen, an der Strassenecke auf und boten uns, als wir vorübergingen, ein freundliches: *Chäre! Chärete!* (Sei gegrüsst! Seid gegrüsst!)

Des Abends im *Hestitatórion* (Speisehaus) wandelte mich einmal die Lust an, selber in die unterirdische Küche hinabzusteigen, um zu sehen, wie es da zugehe und was es etwa Gutes gebe. An einem grossen gemauerten Herde hantierte der Koch bei offenem Feuer, wie man es von Italien her gewohnt ist, nur dass er statt des hübschen Strohfächers einen alten Besen als Wedel brauchte. Auf einer anderen Feuerstelle brodelte in einer Riesenkasserolle ein Hexenmischmasch, aus dem mich ein ganzer Schafskopf mit entsetzten Augen ansah. Ich fuhr ebenso entsetzt zurück und wollte schon auf die Nachtkost verzichten, als ich in einer Pfanne schöne Seebarben schmoren sah. Diese bestellte ich für uns, indem ich mich des alten Wortes *ichthys* für „Fisch" bediente.

Psari, psari, berichtigte der Koch, und da ich nicht gleich verstand, was er mir sagen wollte, belehrten mich

die übrigen Anwesenden, dass der Fisch im Neugriechischen *psari* heisst.

Als aber der Kellner die Fische auftrug, hielt dieser eine kleine Standrede, in der er erklärte, die Kyría habe ganz recht gehabt, den Fisch *ichthys* zu nennen, das Wort *psari* passe in den Mund so geringer Leute wie er selbst und die da unten in der Küche, das altgriechische *ichthys* aber sei viel höher und edler, und es wäre gut, solche Worte wieder allgemein in Umlauf zu bringen. Der Eifer und Nachdruck des Mannes waren ein hübsches Beispiel mehr, wie tief der neuerwachte Hellenismus auch in die unteren Schichten gedrungen ist. Freilich geschieht von oben her alles, um diese Form des nationalen Selbstbewussteins zu pflegen, denn wo nur möglich, sucht man von Amtswegen die Gegenwart sprachlich mit der grossen Vergangenheit zu verknüpfen. Oft genug werden die Griechen gescholten, dass sie Bestandteile des toten Altattisch auf literarischem Weg dem lebendigen Leib des Neugriechischen einzupflanzen suchen. Aber es liegt doch auch etwas Rührendes in diesem Glauben an die alleinseligmachende Wirkung des Alten. Ist es nicht, wie wenn ein hoher Verwandter aus dem Grabe stiege, in dessen Angesicht dem Nachgeborenen die begeisternden Spuren eines höheren Lebens entgegentreten? Wie oft seufzt nicht der deutsche Schriftsteller nach einem schönen Wort unsrer eigenen alten Sprache, aus der es für das liebende Ohr so wundersam von fernen Erinnerungen raunt, während er das flache neue dafür setzen muss, das allein von den Lesern verstanden wird!

Bezeichnend ist es für den Stolz der Griechen, dass sie sich sogar für die heutigen Verkehrsmittel, wie Post, Omnibus, Tram usw. keiner entlehnten Benennung bedienen, sondern die Worte aus ihrem eigenen Sprachschatz gebildet haben, und manchem Reisenden mag es verwirrend aufgefallen sein, dass auch die Wagenklassen auf der Fahrkarte nicht, wie anderwärts durch Zahlen, sondern durch das klassische Α Β Γ ausgedrückt werden.

Nachdem wir unsere abendliche Sitzung so lange wie möglich ausgedehnt und noch mit Hilfe des Kellners an der Speisekarte die gar nicht leichte moderne Kurrentschrift studiert hatten, mussten wir uns endlich doch entschliessen, in unser fragwürdiges Grand-Hôtel zurückzukehren. Dort erhielt ein jedes statt der Kerze ein kleines in einem Glase brennendes Nachtlicht, die Tür meines Zimmers hatte weder Schloss noch Riegel, das Waschbecken war vor Schmutz unbrauchbar, von den tieferen Abgründen dieses Hauswesens ganz zu schweigen.

Vor der Abreise aus München hatte eine fürsorgende Hand ein merkwürdiges Nachtgewand ohne Ausgang für mich gefertigt, faltig und endlos gleich dem, womit Klytämnestra ihren Gatten im Bade fing. Dieses zog ich jetzt zum erstenmal aus der Reisetasche. Meine Kleider hing ich kunstreich über eine aufgespannte Schnur wie über eine Wäscheleine, dass sie weder mit der Wand noch mit den Möbeln in Berührung kamen, umwickelte fest den Kopf mit meinem Schleier, fuhr dann in mein Klytämnestrahemd, das am Halse zugezogen wurde, und entschlummerte zwischen

blütenweissen Bettüchern, vor jeder Berührung geborgen. Doch schied ich auch aus dem Grand-Hôtel d'Europe nicht ohne versöhnlichen Eindruck, denn in der Frühe zeigte sich's, dass der Kellner die ganze Nacht auf einem Stuhl vor den unverschliessbaren Zimmern der Fremden Wache gehalten hatte, und bald nahmen Bad und Frühstück in Athen das letzte Ungemach von Leib und Seele.

Aufgang zum Löwentor von Mykene

DIE ARGOLIS

AM schönsten Aprilmorgen in der Frühe um 6 Uhr sagen wir dem Mégas Aléxandros Lebewohl. Jetzt tut sich der Peloponnes, den ein weitmaschiges Schienennetz durchzieht, mit seiner einsamen Schönheit vor uns auf.

Nach kurzer Fahrt ist schon an der herrlichen Bucht von Eleusis vorüber die Grenze der Megaris mit ihren Felsenzinken, den bekannten *Kérata* (Hörnern) erreicht; so klein ist Griechenland bei dem ungeheuren Raum, den es in unserm Geiste einnimmt. Die steinige Küste von Salamis drüben überm Meere begleitet uns noch in stolzen, immer wechselnden Gestalten und verlässt uns erst bei Megara, der sonderbaren Hügelstadt, deren Häuserreihen, von der Bahn gesehen, ohne Gliederung wie von Kinderhänden rund um den Berg aufgestellt scheinen.

Die Bahn läuft in immer steilerer Höhe hart überm Meer am vortretenden Fuss der nackten, schroffen Geraneia hin. Durch frisches Grün der Pinien leuchtet das herrliche saronische Meer im blauesten Schmelz

zu uns herauf, mit Felseninseln wie mit schimmernden Opalen besät, und von den peloponnesischen Bergen in der Ferne begrenzt. Worte sind zu arm, um diese strahlende und doch so innig ernste Schönheit zu malen, die noch vom spielenden Licht der Mythe verklärt wird. Die Klippen, die so schroff ins Meer hinausspringen, heissen die skironischen, nach dem Räuber Skiron, der hier im Engpass zwischen Fels und Meer auf die Wanderer lauerte, um sie mit einem Fusstritt in den feuchten Abgrund zu schleudern. Bis eines Tages Theseus, der jugendliche Held, des Weges kam, mit dem schmucken Chiton und den bartlosen Wangen einem Mägdlein ähnlich, und dem Wegelagerer, der sich schon auf den leichten Fang freute, mit seiner gewaltigen Kraft ein gleiches tat. Von dem Unhold wären wir befreit, jetzt aber erhebt sich über dem molurischen Felsen daneben eine schattenhafte Frauengestalt mit einem Kind im Arme. Es ist die von ihrem rasend gewordenen Gatten verfolgte Ino, die sich den Zorn der Here zugezogen hat, weil sie dem kleinen Dionysos die Brust reichte. Unglückliche Kadmostochter, dir bleibt keine andre Wahl als der Todessprung von diesem Felsen! Aber sei getrost, Poseidon wird dich dort unten zur mächtigen Meergöttin Leukothea erhöhen, die es sogar wagen darf, dem verstürmten Odysseus ihren rettenden Schleier zu reichen. Dein Söhnlein aber, deinen kleinen Melikertes, werden die Wellen zum isthmischen Ufer tragen, wo ihn die Strandbewohner bestatten und fortan mit frommen Opfern und den isthmischen Spielen als den Meergott Palämon ehren werden.

Die ganze Landschaft gehört der Mythe: kein

Dampfschiff auf der träumenden Bläue bis zu den Küsten des Peloponnes hinüber, nur ein paar sonnbeschienene Segel in der Ferne und hart unter uns in dem zartgrünen Klippenwasser ein kleines Boot mit leise eintauchenden Rudern; es erinnert an die grosse robbenfüssige Schildkröte, die jedesmal aus dem Geklüft hervorschwamm, um die Opfer des Skiron mit sich zu schleppen.

Jetzt erweitert sich der Pass, eine Pinienwaldung tritt zwischen Fels und Meer, Steinnelken glänzen an der Erde und schwarze Pinienzapfen im Gezweig. Das sind die berühmten „Fichtenhaine", wir sind auf korinthischem Boden. Ueber dem Meere, dem wir uns aufs neue nähern, ragen jetzt die hohen Linien der arkadischen Gebirgswelt mit der schneebedeckten Kyllene. Aber was ist das für eine merkwürdige, einzelstehende, völlig eirunde Kuppe, die über den isthmischen Hügeln zum Vorschein kommt? Ein freundlicher Bahnbeamter, der mit im Wagen sitzt, nennt uns unaufgefordert den Namen: *Akrokórinthos* (mit offenem *o* gesprochen und das *th* wie im Englischen). Beim Näherkommen streckt sich das Ding in die Länge — und stellt sich — unser Schiller kommt zu Ehren — als *„steiler Bergesrücken"* dar, dessen scharfe Ränder so genau von der alten Mauer umsäumt sind, dass sie für das Auge aus der Entfernung eine einzige Masse bilden. Schon haben wir auf der Eisenbahnbrücke den Kanal gekreuzt, der ganz scharf und schnurgerade in den Isthmus geschnitten ist, eine enge blaue Wassergasse, die in ihrer Schmalheit beinahe komisch wirkt.

In Korinth hat der Zug fünfzehn Minuten Aufent-

halt. Wie der kleine Bahnhof von Menschen wimmelt. Der Besuch der Stadt liegt nicht im heutigen Tagesplan, denn unser nächstes Ziel ist Mykene. Ein Händler reicht mir eine altkorinthische Münze in den Wagen; wenn ich nur wüsste, ob sie nicht gefälscht ist. Sie näher zu betrachten, verhinderte mich ein drolliger kleiner Zwischenfall. Unser freundlicher Beamter, der sich längere Zeit mit dem Kyrios unterhalten hatte, war schon mit einer Verbeugung verschwunden. Aber beim Einfahren hatte er ihm wiederholt mit Nachdruck gesagt: „Fünfzehn Lepta für ein Glas Wein", woraus der Kyrios nicht anders verstehen konnte, als der Mann sei durstig und habe kein Geld. Voll Menschenliebe strebte er ihm durchs Gedränge nach, um beizuspringen, ich aber widersetzte mich, da ich den Stolz der Griechen schon kannte, denn ich nahm an, er habe sich verhört. Aber der Kyrios war gewiss, sich nicht verhört zu haben, wir gerieten in einen kleinen Wortwechsel, über dem die Minuten vergingen, der Zug setzte sich in Bewegung, und die Münze entsank unbesichtigt meiner Hand.

Das Wörterbuch entschied zuletzt die Streitfrage: Der Beamte hatte freilich von fünfzehn Lepta gesprochen, nur dass *lepton* nicht allein die kleinste Münze, sondern auch — die Minute bedeutet. Den viertelstündigen Aufenthalt zu einem Glase Wein zu benutzen, war des Mannes wohlwollender Rat gewesen. Von solchen kleinen Irrungen abgesehen, wundere ich mich doch immer aufs neue, wie glatt sich die Verständigung abwickelt. Ich hatte das Neugriechische nach Aussprache und Grammatik für so schwierig gehalten, dass es mir

nutzlos schien, die knappe Zeit vor der Abreise auf Sprachstudien zu verwenden. Wie beneide ich jetzt den Kyrios, dessen frommer Glaube sich über Erwarten reich belohnt.

Die zinnengekrönten Mauern von Akrokorinth blikken uns noch lange von ihren grauen Felsenschroffen nach, während wir auf öder Strecke dem Peloponnes entgegenfahren. Seltsam verkrüppelte Pinien, vom Seewind ganz nach einer Seite gekämmt oder ihrer Wipfel beraubt, stehen auf den Feldern, den Wegrand säumt der goldglänzende Ginster. Allmählich wird die Gegend wild und felsig, wir nähern uns der steinigen Argolis. Auch der Himmel will an der tragischen Stimmung teilnehmen, die über diese Landschaft ausgegossen ist, er zieht ein niederes graues Gewölk vor, zwischen dem das tiefe Blau hindurchblickt, und es wird plötzlich kühl. Rauhe Schluchten mit Blütenbäumen am Rand, trockene Bachbetten, durstige, tiefeingeschnittene Wasserrinnen, eine Herde dickwolliger Schafe auf dem Feld, daneben die junge Hirtin mit dem langen Stab und der schönen breiten Hirtentasche — in der heroischen Zeit, wo das Szepter Agamemnons von seiner Felsenburg bis ans Meer herabreichte, kann der Anblick nicht viel anders gewesen sein. Nur die Häuser des Landvolks, wenn auch noch so dürftig und schmutzig (ich denke an das mykenische Bauernhaus in der „Elektra" des Euripides!), müssen doch irgendwie dem schönen Formensinn der Griechen entsprochen haben. Wie traurig, dass sich nirgends in Griechenland eine bauliche Ueberlieferung wie in Italien erhalten hat. Das lehmfarbene Bauernhaus hart am Bahn-

damm ist das kindisch unbeholfenste, was sich denken lässt, und nach dem gleichen Muster sind alle Bauernhäuser in der Argolis gebaut. Es ist ein langes, niederes, kistenförmiges Ding mit schrägem Ziegeldach, zwei gleichmässigen Türöffnungen und einem Fenster dazwischen. Zu der äussersten Armut gesellt sich noch die reizlose Nüchternheit; zwei Dinge, die sonst im Süden nicht zusammengehören. Hier ist nur das allernötigste, was der Mensch zum Leben braucht, kein noch so entfernter Versuch zur Verschönerung, nicht einmal ein Scherben, woraus Blumen wachsen. Vor der Tür weidet soeben ein Mann das unvermeidliche, an einem Baume aufgehängte Lämmchen aus, während Ziegen und Kinder sich achtlos daneben herumtreiben.

Bei dem Dörflein Phichtia liegt die Haltestelle Mykene. An dem winzigen Bahnhöflein, das eigentlich nur ein Schuppen genannt werden kann, steigen wir in den vorausbestellten Zweispänner, und auf staubigem Wege geht es durch die argolische Ebene, die bei den Alten die „vieldurstige", auch die „staubwirbelnde" heisst, die aber heute bei weitem nicht so durstig und staubig ist wie die um Athen. Zwei gewaltige nackte Bergkegel, der Hagios Elias und der Szara, starren uns entgegen; wo sie im Winkel zusammenstossen, liegt eine steile Felsenterrasse zwischen ihnen eingezwängt, auf der, von ferne nicht erkennbar, die Burg von Mykene horstet. Am Fusse des Szara zeigt man uns von weitem die Stelle des altberühmten Hereheiligtums, wo die schöne goldelfenbeinerne Götterkönigin des Polyklet mit Kuckucksszepter und Granatapfel thronte. Dort liess in grauer Vorzeit Agamemnon sich von den versam-

melten Griechenführern Heerfolge schwören. Und dort war es auch, wo nach der Sage die beiden glücklichsten Sterblichen, die Jünglinge Kleobis und Biton, in sanftem Tode entschliefen, nachdem sie ihre Mutter, die Herepriesterin, in Ermangelung des Ochsengespannes selber im Wagen von Argos nach dem Tempel gezogen, und diese dafür von der Göttin das beglückendste Los zum Lohn für ihre guten Söhne erfleht hatte; — so dachte das göttergeliebteste Volk in seiner glücklichsten Zeit vom Glücke.

Auf einer Brücke mit Eisenschienen rollen wir über ein kleines, wasserarmes, nur wenige Fuss breites Flussbett. Führerin Pallas Athene, sollte das gar der Inachos sein, der gewaltige Stromgott, dem ganz Griechenland huldigte, der Vater der Io, die von Zeus geliebt wurde und auf ihrer Flucht dem grossen Bosporus den Namen gab? Wenn du es versicherst, muss ich's glauben, aber dann glaube ich auch gleich mit, was dem alten Pausanias an dieser Stelle erzählt wurde, nämlich dass der Meergott dem Inachos für den Sommer sein Wasser entzogen hat aus Rache, weil jener als Schiedsrichter das Land Argos nicht ihm, sondern der hohen Gemahlin des Donnerers zusprach.

Die Ebene von Argos ist gut angebaut; wenn auch der Staub um unsere Räder wirbelt, überm Wegrand erquickt sich das Auge am Saatengrün. Auf Weideplätzen ergehen sich kleine zottige Pferde von seltsam plumpem Wuchs, die dem „rossenährenden Argos" keine sonderliche Ehre machen. Menschen aber sieht man unterwegs keine.

Wo die Strasse sich hebt, liegt ein Xenodochion

(Gasthaus) mit einladender Gartenschenke, in der Erfrischungen verabreicht und sogar Ansichtskarten verkauft werden. Wir steigen aber nicht aus, um keine Zeit zu verlieren. Jetzt öffnet sich die Talschlucht zwischen dem Hagios Elias und dem Szara, und die eingeklemmte Felsenterrasse mit den kyklopischen Mauern der Atreusburg löst sich von dem mächtigen Hintergrund ab. Im Grase erkennt man Spuren der Häuserzüge und niedrige Mauerreste der Unterstadt. So starr und despotisch blickt dieser Ort, dass man mitten im menschlich milden Hellas ägyptischen Geist um sich zu fühlen glaubt. Man traut ihm zu, dass er die Greuel der Tantaliden ausgebrütet haben könne.

Links von der Fahrstrasse, wenige Schritte hügelan, liegt das berühmte Kuppelgrab, Schatzhaus des Atreus oder Grabmal des Agamemnon genannt. Ein langer gemauerter, nach oben offener Gang führt innerhalb des Hügels vor das gewaltige, mit dem hohlen Entlastungsdreieck gekrönte Portal, das den grossen unterirdischen Rundbau abschloss. Unter der mächtigen Kuppel, die sich spitzig hinaufwölbt wie eine Tiara, herrscht Dämmerung; eine zweite kleinere Tür, vor der zwei Säulen stehen, geht in einen viereckigen Nebenraum, das eigentliche Grabgemach. Doch sind wir nicht mit dem Schatten des Atreus allein. Aus dem Dunkel taucht ein bekanntes Menschengesicht auf, der angenehme junge Pariser, den wir von Aegina her kennen, und der uns jetzt ernsthaft erzählt, dass es in Frankreich ein ganzes Buch über die alten Geschichten von Mykene gebe; er habe es vor der Reise selbst gelesen, und es sei höchst beachtenswert. Wir schwei-

gen betreten zu dieser Mitteilung. Hätten wir ihm gesagt, dass wir unter den Atriden gross geworden sind, so stünden wir wohl als Verrückte in seinem Tagebuch.

Der Wächter zündet einen Strohwisch an und leuchtet an den Wänden umher, damit wir die Höhe der Kuppel und die schöne Arbeit der geglätteten Quadersteine bewundern können, denn von dem reizenden Wandschmuck aus Bronze und Alabaster und all den Herrlichkeiten, deren Spuren den Forscher entzücken, ist für Laienaugen so wenig zu sehen wie von der einstigen Pracht des Portals und seinen reich verzierten farbigen Säulen. Doch kehrt, wer nicht gerade Archäologe ist, aus dem dumpfen Innern des Hügels gerne in den Mittagssonnenschein zurück, den die Insekten mit ihrem Gesumme durchtönen und die Kräuter des Feldes, Minze, Salbei und Asphodelos mit balsamischem Wohlgeruch erfüllen. Wenn der Geruchsinn auf attischem Boden in den zaubersüssen Düften der wilden Blumen wahre Orgien feiert, so strömt die peloponnesische Erde auf Schritt und Tritt einen herbfrischen Kräutergeruch aus, der durch seine unbeschreibliche Feinheit und belebende Kraft nicht minder köstlich ist.

Und jetzt noch einmal eingestiegen und bis zum Fusse des Burgbergs gefahren! Ein steiler Torweg, den die urweltlichen Quadermauern drohend einengen, führt hinauf zum Löwentor. Waren das menschliche Hände, die den ungeheuerlichen Steinkoloss als Torsturz aufgesetzt haben? Scharfer Wind empfängt uns da oben wie der herbe Anhauch der tragischen

Muse. Das also war die Atreusburg, vor deren Greueln einmal der Sonnengott seine Rosse rückwärts wandte!

Beim Eintritt fällt der erste Blick auf die berühmten Königsgräber im unteren Burghof, die an der merkwürdigen Doppelreihe der im Kreise aufgestellten Steinplatten kenntlich sind; jetzt nur noch tiefe leere Schachte mit grauem Steingeröll. Ihre ausgehobenen Goldschätze haben wir im athenischen Museum gesehen, wo sie einen ganzen Saal füllen: die wunderbaren Diademe, die auf keine menschliche Stirn passen, die Rosetten, Kreuze und Sterne, die goldenen Grabschmetterlinge, Polypen und Zikaden, mit denen die Toten von Mykene überschüttet waren, und die erstaunlichen Leichenmasken aus Goldblech; die geschnittenen Steine von unbegreiflicher Arbeit mit ganzen Kriegs- und Friedensbildern, wo unter anderen Merkwürdigkeiten mykenische Damen im falbelreichen Hosenrock mit steifer Schnürbrust dargestellt sind, und alle die Hals- und Ohrgehänge, die reichen Becher und was sonst eine kühne und phantastische Goldschmiedekunst hervorgebracht hat. Nichts als Gold und Steine, Steine und Gold in diesem Herrschersitz, der sich in die rauhe Schlucht unter dem starren Berghang einzwängt und von da aus mit wohlgesichertem Rücken fast unsichtbar über der glühenden, baumlosen Ebene brütet.

Es ist billig, über Schliemanns Sagengläubigkeit zu lächeln, weil er den von ihm ausgehobenen Leichen die Namen Agamemnon und Kassandra gab. Ich könnte in Mykene eher an meiner eigenen Wirklichkeit als an der der Atriden zweifeln. Diese Burg hat keine Geschichte,

sie ist ein reiner Triumph des Mythos und seiner Dolmetscherin, der Poesie. Der Halbgott Perseus hat sie erbaut, die Nachkommen des Pelops haben sie bewohnt. Sie sah das Mahl des Thyestes und den schrecklichen Blutstropfen auf der Stirne Klytämnestras und den Geifer, der aus dem Munde der Erinnyen träufelte. Und es ist gut, dass sie danach keine Alltagsgeschicke gesehen hat.

Auf verfallenen Steintreppen, die oft an tiefen Abstürzen vorüberführen, steigen wir zu dem oberen Burghof und von da noch höher zu den Grundmauern des Atridenpalastes hinauf. Spuren des Mégaron (Männersaals) mit dem Opferherd in der Mitte sind erhalten. Das ist der Herd, an dem die Erinnyen unsichtbar das grause Lied von dem fortzeugenden Fluche der Pelopiden sangen. Hier oben wird der Wind zum Sturm; es ist unmöglich, den entfalteten Plan der Burg in Händen zu halten, der sogleich zerfetzt und entführt wird, kaum dass man sich selbst auf der luftigen Höhe zu behaupten vermag.

Von hier übersieht man den ganzen in verzogenem Dreieck angelegten Burgbau, der genau der Form des Hügels folgt und mit dem schmalen Ende nach der Talenge zwischen den beiden Bergen gerichtet ist. Tiefe wilde Schluchten umgeben ihn, von oben starrt der kahle Hagios Elias wie eine ungeheure Pyramide von aufgetürmten Steingeröll darauf nieder, so hart und schroff und unzugänglich wie das Geschlecht, das unter seinen Felsen aufwuchs. Keine Farbe ringsum als das tote Steingrau mit dem erbarmungslosen brennenden Mittagsglast. Aus dieser Todeseinsamkeit geht

der Blick weit über die Ebene nach der tiefblauen, von wundervollen Bergen umgebenen Bucht von Nauplia. Hier oben stand Klytämnestra, als sie von dorther den Triumphzug des heimkehrenden Agamemnon unter Staubwirbeln herankommen sah, die gefangene Kassandra neben dem Sieger auf dem Wagensitz. Weisser prophetischer Schwan, der sich gleich, vom göttlichen Fieber geschüttelt, sein eigenes Sterbelied singen wird, schönste und edelste von den Töchtern des Priamos! Wie sie stutzt vor diesen Mauern, dem Tor, das so viele Verbrechen stumm verschliesst, vor der kalten gleissnerischen Königin. Wie ihr feiner Sinn durch alle Opferdüfte und verschwenderischen Räucherungen, die ihr entgegenhauchen, die vergangenen und die kommenden Schrekken wittert. Gleich werden deine Ahnungen zur Wahrheit werden, und die Furchtbare wird auf deinen und ihres erschlagenen Gatten Leib wahnwitzig lachend die Füsse setzen. Im Hause aber bleibt ein Rachedämon zurück, er gleicht der Mutter, die er hasst; sein Name ist Elektra. Und weit von hier, am Fusse des heiligen Parnassos, wächst Orestes heran. Unterdessen aber kann alles Gold in ihren Kammern und die ganze Schar ihrer Bewaffneten nicht hindern, dass die Mörderin des Nachts vom Lager auffährt, weil ihr Ohr schon jetzt den Schritt des Rächers vernimmt, der erst nach Jahren kommen und neue Greuel zu den alten häufen wird. Dann aber wird das blutbefleckte Haus veröden, denn der genesene Orestes wird anderswo seinen Herrschersitz aufschlagen. Von Mykene aber wird in aller Zukunft nichts weiter zu singen und zu

sagen sein. Bloss seine stummen, halbzerstörten Mauern werden als Wahrzeichen durch die Jahrtausende stehen bleiben. Wer hätte Lust haben können, sie wieder aufzurichten und hier zu wohnen? Nur den Göttern konnte man die verhängnisvolle Stätte weihen, wenn der Phylax recht hat, der es von den Archäologen wissen mag, dass hier in späteren Tagen ein Athenetempel gestanden hat.

Was sich wohl das heutige Volk beim Anblick dieser Trümmer denken mag? Ob nicht die Schatten der Atriden, wenn auch noch so verblasst und entstellt, am Löwentor spuken? In den von Ellisen übersetzten „Neugriechischen Gedichten" findet sich die abenteuerliche Umdichtung der Agamemnonsage durch einen griechischen Mönch, worin die Bestandteile des Mythos zu einem Wust von ausschweifender Romantik zusammengewirrt sind. Dort raubt der „Pallikarenbeherrscher" Agamemnon mit Hilfe seiner zwei dienstbaren Löwen die schöne Helena aus dem Kloster und macht sie wider ihren Willen zu seiner Gattin, allein sie wird ihm untreu und entflieht mit einem heimlich im Hause eingekehrten kleinasiatischen Prinzen, der natürlich ein Bekenner des Islam ist. Unter Strömen von Türkenblut gewaltsam zurückgeführt, erschiesst Helena-Klytämnestra im Einverständnis mit einem verräterischen Vetter Agamemnons ihren Gatten mit dessen eigener Muskete und wird nun selbst von Agamemnons Löwen zerrissen. — Man sieht, die griechische Seele hat sich durch die Jahrhunderte so mit Hass gegen den Halbmond durchtränkt, dass ihr kein Gegenstand schmackhaft wird, ehe sie ihn mit Türken-

blut gewürzt hat. Wir wollen nun aber nicht etwa diese Phantasiegeburt des patriotischen und glaubensstarken Mönchs zur Beschämung der Neugriechen mit einer anderen Dichtung vergleichen, die gleichfalls den Titel „Agamemnon" führt. Ich weiss auch andere Völker, die heute keinen Aeschylos haben.

Auf der hinteren Burgseite im Nordosten führt ein zerfallener unterirdischer Gang in tiefer Dunkelheit zu dem engen Brunnenschacht der Perseia hinunter, die mit ihrem Wasser einst die Atreusburg tränkte, aber heutigentags völlig trocken ist. Auf die Frage, wo denn das Wasser hingekommen sei, antwortet der Wächter, es sei schon seit lange durch ein Erdbeben abgeleitet, und er führt uns jetzt durch ein Nebentor, das in allem dem Löwentor ähnlich, nur kleiner und schmucklos ist, zur Burg hinaus. Dort an der Aussenseite des ungeheuren Mauerwerks rinnt ein klares, in Stein gefasstes Wässerlein vorüber und ins Tal hinab. Arbutussträuche und niedere Stacheleichen folgen seinem Lauf mit vielen kleinen Blumen von der holdesten Schönheit. Man fühlt sich von einem Alp erlöst, wenn man die Atreusburg hinter sich hat und sein Auge an dem wenigen, aber herrlich leuchtenden Grün erquikken kann, das am Abhang unterhalb der furchtbaren Kyklopenmauern wächst. Die kleine französische Gesellschaft, die hier im Grünen an der Erde tafelt, hat aber gewiss jenes „höchst beachtenswerte" Buch nicht gelesen, sonst würden sie doch wohl fürchten, dass ihnen plötzlich aus der Luft herunter ein Blutstropfen ins Glas fallen könnte.

Zwischen den Ruinen der Unterstadt weidete ein

Die Burg von Tyrins

junger Hirt mit Stab und Tasche wie auf antiken Darstellungen seine Schafe. Das Bächlein, das glashell unter der glühenden Sonne hinfloss, sagte mir der Wächter, sei die jetzige Perseia, und ihr Wasser, das er mir im Becher schöpfte, sei *poly, poly kaló* (sehr, sehr gut). Die Versicherung klang so innig, dass ich den Becher leerte, es schmeckte fade und laulich, wie bei dem langen offenen Weg in der Sonne zu erwarten war. Aber der Phylax trank mit tiefer Andacht zwei Becher aus, als beginge er eine heilige Handlung. Ueberall in Griechenland sah ich das Volk sein Wasser mit solcher Ehrfurcht behandeln, ein Nachklang der Zeit, wo Flüsse und Quellen göttliche Gewalten waren.

Als wir uns schon verabschiedet hatten, rannte uns der freundliche Mann noch ein Stück weit nach, damit wir ja das Grabmal der Klytämnestra nicht übersähen, das ausserhalb des Burgfriedens liegt, angeblich weil die Mörderin nicht würdig war, im Innern neben ihren Opfern zu ruhen. Aber wir haben Eile, dieser beklemmenden Steinwelt zu entrinnen und werfen nur noch von oben durch die zerstörte Decke einen Blick in den unterirdischen Kuppelbau, der den des Atreus in kleinerem Massstab wiederholt, aber bedeutend schlechter erhalten ist.

Und dann nach Argos aufgebrochen! . . . Auf der ganzen weiten Ebene kein lebendes Wesen ausser uns selbst und einer Herde grosser schwarzer Schweine. Im Feld überrascht uns eine Windmühle, die mit Segeln geht; die flache Gegend wird sumpfig. Wer nur alle die vielgestaltigen Berghäupter, die nahen und fernen,

die die Ebene einschliessen, mit Namen kennte. Die arkadische Kyllene ist darunter und der Tafelberg Phuka, der das Tal von Nemea verdeckt. Ueber Argos selber ragt die steile Burghöhe Lárissa und ein schildförmiger Hügel, noch heute wie im Altertum Aspis (Schild) genannt.

Kurz vor Argos überschreiten wir das breite, kiesige, völlig wasserlose Bett des Charadros, der die alte Stadt umgürtete; ein Anblick, der allein schon das Wort Homers von dem „dürstenden Argos" rechtfertigt. Wir fahren durch eine lange, dorfähnliche Gasse mit niedrigen rotgestrichenen Häusern von ärmlichem Aussehen, wo rechts und links den ganzen Weg entlang Schmiedefeuer glühen, die die Erinnerung an die berühmten Rossweiden der alten Argiver wecken. Dann kommen bessere Strassen mit Gruppen schönbelaubter Platanen, auch eine Platía mit Kirche und Rathaus. Aber vom alten heroischen Argos ist keine Spur erhalten. Wo lag das eherne Gemach der Danae, durch das Zeus als goldener Regen drang? Wo der Hügel, unter dem Perseus das Gorgonenhaupt bestattete? Oder das Grabmal des furchtbaren Pyrrhos von Epiros, der hier durch den Steinwurf eines alten Weibleins das Leben verlor? Und alle die anderen Heiligtümer und Gedächtnismale aus mythischer und geschichtlicher Zeit, die weit in unsere Zeitrechnung hereinragten? Auf uns ist nichts gekommen als die in den Felsen der Lárissa gehauenen Sitzreihen des antiken Theaters, wo 1821 die erste griechische Nationalversammlung unter Alexander Ypsilantis tagte.

Eine grosse römische Backsteinruine liegt zu Füssen

des Theaters unten im Grünen mit eingebautem kleinem Bauernhaus, von schlankem Eukalyptus umstanden, in unvergesslich schöner Einsamkeit. Hoher Asphodelos wächst im Grase, aus den Trümmern bricht ein Baum hervor, der ganz mit weissen Röschen überschüttet ist, und oben vom höchsten Mauerrand hängt ein tiefblauer leuchtender Blumenteppich von märchenhafter Schönheit nieder. Ob wohl der dunkle Junge mit den strahlenden Augen, der lässig ein paar Schafe bewacht, von der ergreifenden Schönheit dieses Ortes eine Vorstellung hat?

Von hier aus wird das Theater erklommen, dessen steiles Halbrund bis auf den hohen Kamm des Lárissaberges hinaufragt. Die luftige, sagenumwitterte Hochburg selber, die sich des alten Danaos als ihres Gründers rühmt, oder auch nur das weiss schimmernde Klösterlein auf halber Höhe des Berges zu ersteigen, verbietet die knappe Zeit. Denn schon neigt sich der Tag, und unsre Nachtherberge ist in Nauplia bestellt; unterwegs aber haben wir noch vor, die „mauerumgürtete" Tiryns zu besuchen. Also zurück in den Wagen und zwischen gelbgrauen niederen Mauern, die einen Belag von dürrem Heidekraut tragen, durch die weitoffene, teilweise sumpfige Ebene weitergefahren.

Noch rätselhafter und urzeitlicher als die Burg von Mykene blickt uns die von Tiryns an. Die ungefüge Ringmauer und der abgebrochene Turmkoloss aus unbehauenen Riesenblöcken von zwei bis drei Meter Länge, die ein Einschiebsel kleinerer Steinbrocken zusammenhält, erscheinen beim ersten Blick gar nicht wie ein Bauwerk, sondern wie ein seltsames Naturgebilde, eine

phantastische Fortsetzung ihres niederen umbuschten Felsensockels, der einsam mitten aus der Ebene aufsteigt. Eine überwachsene steinerne Rampe führt zum ersten Tor, durch das man zwischen engen Mauern zum zweiten Tor und von da zur Oberburg gelangt.

Soviel man von diesen Bauwundern gehört hat, ihr Eindruck ist so befremdend, dass man ihnen völlig hilflos gegenübersteht wie einer Sphinx.

Oben ist der Grundriss eines Palastes aus mythischer Zeit freigelegt, der dem von Mykene gleicht: ein Vorhof mit Rundaltar, ein säulengetragenes *Mégaron* mit dem Herd des Hauses, ferner ein kleinerer Frauensaal, Schlafgemächer, Bad, mächtige Hallen und Torbauten, Gänge und Kammern, alles nur in den Grundmauern erhalten. Auf einer tiefer gelegenen Terrasse an der Nordseite zeigt man die Spuren der Unterburg, die zu Gesindewohnungen und Stallungen diente. Von der Pracht, die auch in Tiryns geherrscht hat, sahen wir im athenischen Museum die schwachen Reste in dem Stück Wandbekleidung aus Alabaster mit blauem Glasfluss und dem kleinen Freskosplitter, worauf der über einem Stiere schwebende Gaukler dargestellt ist.

Vom Palaste steigen wir auf einer Steintreppe zu den sonderbaren steinernen Galerien mit der spitzigen, durch vorkragende Steine gebildeten Wölbung hinab, dem einzigen, was der Zerstörungswut der Griechen gegen Griechen, die auch hier getobt hat, standhielt. Die ungeheuren Quadern sind stellenweise blank und glatt wie geschliffen — durch Reibung der Schafe, heisst es, denen diese Gänge in ihrem Verfall jahrtausendelang

Blick auf Palamidhi

zu Ställen gedient haben. Eine tiefe Bresche gewährt den befreienden Ausblick auf die zauberische Bläue der Bucht von Nauplia mit ihren schönen Inseln und Vorgebirgen, die durch das Grün der Bäume noch zauberischer schimmert.

Wer sind die Herren und Bewohner dieser merkwürdigsten aller Burgen gewesen, in der man sich nur ein Geschlecht von Riesen heimisch denken kann? Bloss die Sage spricht von ihnen. Sie weiss, dass hier der Ururenkel des Perseus, der Schwächling Eurystheus, geherrscht hat und dass der gewaltige Herakles ihm dienen musste, weil er durch einen Kniff der eifernden Hera um eine Stunde zu spät zur Welt kam; hier muss es auch gewesen sein, wo er die Schlangen in der Wiege erdrückte. Die Geschichte schweigt. Nichts weiss man von den Schicksalen der Burg in historischen Zeiten, als dass die Argiver sie ebenso wie die Burg von Mykene zerstört haben aus Eifersucht, weil beide Völkerschaften mit Ehren an dem Freiheitskriege gegen die Perser teilnahmen, die einen bei den Thermopylen unter Leonidas, die anderen mit den Athenern bei Platää, während jene selber in schimpflicher Untätigkeit zusahen, wie die Geschicke sich wenden würden. Rechnen wir den Tirynthern diese eine Ruhmestat für alles andere an, wovon wir nichts wissen können, und freuen wir uns, nichts davon zu wissen, weil so der Boden ungeteilt den Heroen gehört.

Die Mythen anderer Völker pflegen irgendwo in einem mystisch dämmernden idealen Raume zu stehen, den man sich nach Belieben ausmalen kann, die der Griechen sind wunderbar mit den Oertlichkeiten ver-

wachsen. Hier auf dem Peloponnes ist jeder Fussbreit von den Schweisstropfen des Halbgotts besprengt, jenes Christus der Tat, der durch übermenschliches Leisten und Leiden für das Gesamtwohl sich die Vollgöttlichkeit erwarb und dem Griechen das erhabene Vorbild sittlicher Vollendung wurde. Nemea haben wir im Vorüberfahren gesehen, wo er den Löwen bezwang, auch Lerna ist nicht weit von hier, der Wohnort der Hydra, und der stymphalische See, an dem er die menschenfressenden Vögel erlegte. Aus seinen mythischen Taten erwuchsen dann seinen angeblichen Nachkommen die grossen geschichtlichen Rechte, an denen niemand zweifelte, denn die Poesie regierte Griechenland. Was der Dichter sang, hielt er selbst für wahr und das ganze Volk mit ihm; er hatte es ja von der Muse, die nicht lügen kann:

Denn ihr seid Göttinnen und wart bei allem und wisst es,
Doch wir horchen allein dem Gerücht und wissen durchaus nichts.

Darum gehörte der Peloponnes von Rechtswegen den Herakliden.

Mit sinkendem Abend fuhren wir in Nauplia ein, doch säumte das Licht gerade lang genug, um uns noch den vollen Anblick dieser Wunderbucht zu gönnen. In ihrer seligen Bläue, die der steile befestigte Palamidhi und die trotzige Hafenburg Itsch-Kalé umschränken, schwimmt ein verklärtes Inselchen mit Namen Burzi, das einen unheimlichen Bewohner hat, den Scharfrichter, der, selbst ein zum Tode verurteilter und

zum grässlichsten Handwerk begnadigter Verbrecher, dort in strengster Abschliessung gehalten und vor der Volkswut militärisch bewacht wird; eine schauerliche Mahnung an die giftigen Schwären der Menschheit in diesem Lande der Götter und Heroen.

Eine halbe Tagesfahrt von Nauplia liegt das berühmte Asklepiosheiligtum von Epidauros, unser nächstes Ziel.

Bei der Abfahrt am Morgen hat sich der Himmel leise bezogen, und die Bucht schimmert durch einen silbrigen Schleier, aber die fernen Berge stehen in plastischer Klarheit da: die Lárissa von Argos mit dem weissen Kloster auf halber Höhe und dem Kastell auf dem Gipfel und die kahlen Bergpyramiden von Mykene. Ausserhalb der Vorstadt Pronia ist die von Agaven gesäumte und auffallend gut gehaltene Strasse, auf der unser Wagen hinrollt, noch von Fussgängern und Eselreitern belebt, und schwer mit Heidekraut beladene Maultiere kommen uns entgegen, aber nachdem sie sich östlich gewendet hat, läuft sie in weltentlegener Einsamkeit zwischen hohen, mit Steinen besäten Abhängen hin, an denen nichts als niedriges Heidekraut nebst wilden Rosen wächst. Ein Felsental ums andere, grün aber baumlos, tut sich auf, ohne dass man einer Menschenseele begegnete, man fühlt sich in dem herben Ernst der Landschaft so abgeschieden, als reiste man auf dem Monde. Die Auswanderung ist es, was den Peloponnes entvölkert, doch kommen die Flüchtlinge gerne im Alter zurück, wenn sie draussen etwas erworben

haben, um sich auf der heimischen Scholle anzukaufen und da ihr Leben zu beschliessen.

Nur zweimal werden unterwegs die Pferde getränkt: zuerst unten in der Tiefe an der niedrigen, von schönen Platanen beschatteten Herberge, neben der eine Herde dickwolliger Schafe und Ziegen mit seltsam gekrümmten Hörnern weidet, — ein Blick in die Schlafzimmer, den ich mir durch eines der hinteren Fenster erstehle, bestraft mich für meine Neugier — und zum zweitenmal in einem hochgelegenen Dorf, wo uns ein ganzes Rudel Hunde umbellt. Und immer tiefer geht es am Rand einer breiten, bewaldeten Schlucht, der viele tiefeingeschnittene wasserlose Bachrinnen zustreben, in das grüne, gebirgige Oedland hinein. Oberhalb des Weges in der Flucht der jetzt verwachsenen antiken Strasse steht eine uralte, ganz von Heidekraut umwucherte Kyklopenbrücke mit enger, aus gewaltigen Kragsteinen gebildeter Wölbung, durch die sich wie durch ein Tor die Wasser stürzen können. Antike Bergbefestigungen ragen in die Höhe, die unser Kutscher eine wie die andere *Kasarma* benamst, was er nicht so nennen kann, von dem erklärt er kurzweg: *dhen éche onomasían* (hat keinen Namen). Nur einen höheren Berg zur Rechten, der unsere Aufmerksamkeit erweckt, weil er von einem dünnen Geflecht von Rinnsalen wie von Spinnenfüssen gezeichnet ist, nennt er Arne, und dabei wird der Schweigsame auf einmal beredt, indem er mir von Feuersignalen erzählt, die einmal in Kriegszeiten auf diesem Berge gebrannt hätten. Da jedoch in diesem Augenblick mein sprachkun-

Theater in Epidauros

diger Reisekamerad die Ohren anderswo hat und ich selbst nur einige Hauptwörter wie Feuer, Berg, Zeichen usw. und dann noch eine malende Gebärde, die „weither von Berg zu Berg" bedeuten muss, verstanden habe, bleibt die Geschichte vorderhand dunkel. Erst am folgenden Tag auf der Rückfahrt über Argos, wo der Berg von der anderen Seite sichtbar ist und mir als der „Spinnenberg" oder Arachnäon der Alten vorgestellt wurde, sollte mir ein Licht aufgehen: der Mann wollte mir von der Flammenpost erzählen, durch die Agamemnon seiner Gattin den Fall Trojas ankündigte. Irgendein Reisender mag ihm von dieser Glanzstelle des Aeschylos erzählt haben, und er hat sicher gewaltig die Ohren gespitzt, wie alle seines Volkes tun, sobald von der grossen Vergangenheit in Dichtung oder Geschichte die Rede ist. Wenn der Hellenismus so weiter wirkt, wird man in hundert Jahren meinen können, es seien lauter unmittelbare Ueberlieferungen.

Um Mittag kamen wir in Epidauros an, nicht in dem Dörflein dieses Namens, das meerwärts an der Stelle der alten Stadt liegt, sondern auf der Trümmerstätte des heiligen Bezirks in einem schönen Tale, das noch jetzt *Hieron* (Heiligtum) heisst. Hier war der Ursitz des Asklepios, der von der Königstochter Koronis — ihr Name lebt noch in dem nahen Dörflein Koroni weiter — in diesem Tale dem Apollon geboren und oben auf dem Berge Titthion von einer Ziege ernährt wurde; und von hier verbreitete sich sein und der Hygieia Dienst mit den mächtigen Kulturwirkungen, die sich daran knüpften, über die ganze antike Welt.

Dass hier einmal einer der grossen Mittelpunkte des griechischen Lebens war, erkennt man sogleich an dem Umfang der ausgedehnten Trümmerstätte. Schon von weitem kommt das berühmte Theater des Polyklet in Sicht, grau und steil in die graue steile Bergwand des Kynortion eingearbeitet, das besterhaltene, wenn auch vielleicht nicht das allerschönste der griechischen Theater, denn das athenische am Abhang der Akropolis ist mir noch lieber. An seinem Fusse machen die Wagen halt; dem unsrigen haben sich nämlich unterwegs noch zwei andere angeschlossen, die uns in der ausgestorbenen Landschaft die Vorstellung benahmen, als wären wir beide zusamt dem Kutscher die letzten übrigen Bewohner des Planeten. Der alte Herr, der dem ersten Wagen entsteigt und ohne weiteres ein Gespräch anknüpft, erregt meine Neugier; so vortrefflich er sich abwechselnd im Englischen und Französischen ausdrückt, und so verbindlich sein Mund lächelt, aus seinen eiskalten gebietenden Augen und seinem ganzen Gehaben weht mich etwas an, das ich in unserer Kultur nicht unterbringen kann. Wir sollten ihm auf unseren Fahrten noch des öfteren begegnen und entdeckten erst später, dass es ein ägyptischer Pascha war, der mit seinem Gefolge und einem Dragoman Griechenland bereiste.

Ehe wir uns in einer hochgelegenen Laube, auf blumigem, leicht bewaldetem Abhang mit unseren mitgebrachten Vorräten zum Imbiss niederliessen, wurde das Theater nach allen Richtungen durchstreift und bis zu der obersten Stufe erstiegen, die auf der Höhe des Hügels liegt und an Stelle der einstigen Ummauerung reizend

mit Buschwerk eingefasst ist. Von hier aus übersieht man das Ganze am schönsten: die völlig erhaltenen Sitzreihen mit dem breit durchlaufenden Mittelgurt, und den steilen Treppen, die grasbewachsene Orchestra mit dem Dionysosaltar in der Mitte, schön mit Steinen eingesäumt, die Säulenstümpfe und die Hinterwand des Bühnenraums, auf dessen Dach zwei steile steinerne Rampen führen, die seitlichen Eingänge für den Chor, wovon der eine wiederhergestellt, der andere in Angriff genommen ist, alles aus einem der Stuckumhüllung entkleideten Muschelkalk, „Poros" genannt, der dem Auge eine phantastische Kleinwelt versteinerter Seetiere darbietet. Die nahen Berge im Hintergrund müssen dem Bühnenbilde einen wundervollen ruhigen Abschluss gegeben haben. Und doch stellt man sich unwillkürlich auf diesen Sitzreihen ein minder kunstsinnniges und feinfühliges Publikum als im athenischen Theater vor, wie die Landschaft selber in ihrem herben Reiz an ein schönes, aber unvergeistigtes Antlitz erinnert, während die attische ganz von innigem Leben beseelt ist.

Der heilige Bezirk des Asklepios, wo die Kranken aus der ganzen griechischen Welt durch Traumorakel Genesung suchten, breitet sich mit einer grossen Zahl von Gebäuden, die einst inmitten eines schönen Haines lagen, wie ein heutiger Kurort im Tale aus. Nur dass die Griechen vor allem daran dachten, es dem Gotte bequem zu machen mit Tempelbauten, Opferstätten und Weihgeschenken aller Art. Vom Asklepiostempel selbst und von der Halle, wo die Kranken an der Erde schliefen, um die Eingebung des Gottes

zu empfangen, sind nur die Unterbauten erhalten. Die wundervollen Reste der Giebelskulpturen, eine Nereide und eine Amazone zu Pferd, sind der grossen athenischen Sammlung einverleibt, doch von der Amazone befindet sich eine Wiederholung am Ort in dem kleinen Museum. Daselbst sind auch die Bruchstücke des herrlichen polykletischen Rundbaus aufgestellt, an denen mich zum erstenmal, abgesehen vom Lysikratesdenkmal in Athen, die korinthische Säule entzückt, denn diese Bauform wirkt nur im kleinen Massstab wohltuend. — Wie immer in Griechenland hatten dann auch andere Götter mit kleineren Tempeln Anteil an dem heiligen Ort. Ein Stadion, das noch in seiner Grundform erhalten ist, durfte so wenig wie das Theater fehlen, um den Gott durch Aufführungen und Spiele zu ehren.

Für die Gäste, die Heilung suchten, war durch eine sehr weitläufige Fremdenherberge, das sogenannte *Katagogion,* gesorgt, das hundertundachtzig Räume enthalten haben soll, was auf guten Zuspruch schliessen lässt. Doch dürfte es stark an Bequemlichkeiten gemangelt haben. Der Gott, der als Mensch geboren war und schon im zarten Knabenalter Heilwunder verrichtete und Tote erweckte, teilte mit seinem Vater Apollon den Widerwillen vor allem Unreinen und wollte wie dieser kein Leiden und Sterben sehen. Daher in Epidauros die Frauen ohne Obdach entbinden und die Kranken unter freiem Himmel sterben mussten.

Dann kamen die Römer und sorgten für weltliches Behagen. Sie bauten neue grossartige Bäder, deren Leitungen und Becken noch gut erhalten sind; es war

Amazone vom Giebelfelde des Askiepiostempels in Epidauros

ja einer ihrer angenehmsten Züge, dass sie, wie die heutigen Engländer, überall, wo sie Fuss fassten, sich gleich um die Reinlichkeit verdient machten. In diesen Räumen sieht man neben merkwürdigen Sitzbädern noch merkwürdigere längliche Wannen in Stein gehöhlt, teils für Erwachsene, teils für Kinder und in beiden Fällen erstaunlich enge, eigentlich nur zum Uebergiessen und Abreiben einer liegenden Person, nicht zum richtigen Vollbad geeignet, wie ja auch aus dem Homer hervorgeht, dass das Baden ein Geschäft war, das von fremden Händen besorgt werden musste. Auch eine Anstalt haben sie gebaut, wo die Menschen ausserhalb des heiligen Bezirks ohne Versündigung an der Gottheit zur Welt kommen und sterben durften. Doch blieben sie darum in den Augen der Eroberten nicht minder Barbaren, und etwas von diesem Gefühle ist mit den alten Ruinen wieder aus dem Boden gestiegen. Denn als ich unter den Resten des römischen Odeion blumenpflückend herumkletterte, gesellte sich der Wächter der Ausgrabungen zu mir und bedeutete mir mit einer unvergesslichen Handbewegung, dies alles sei ja nur *romaïkó* — drüben beim Asklepiostempel und in dem kleinen Museum seien die schönen Reste aus der grossen hellenischen Zeit, — die allein verlohnten sich der Mühe des Anschauens. Ganz meine Meinung, wackerer Phylax! Habe ich mich doch schon in Attika genugsam an der Seelenlosigkeit entsetzt, mit der die römischen Reste unter griechischem Himmel mich anblicken. Wer nur das Wort von der „römisch-griechischen“ Kultur aufgebracht haben mag! Es ist gerade, als sagte man: europäisch-amerikanisch.

Nun sitzen wir wieder im Wagen und sind aufs neue die einzigen Menschen auf einer ausgestorbenen Erde. Denn der Pascha und sein Gefolge haben das Hieron mit bewundernswerter Schnelligkeit erledigt und sind eilig in ihren zwei Wagen weitergerollt. Der einzige Eingeborene, der uns unterwegs begegnet, sieht in seiner stilvollen Tracht — einem schwarzen Wams mit merkwürdigem, von den Hüften bis zu den Knien reichenden blauen Leinenröckchen, das im Winde flattert, mit hoch auf der Wade gekreuzten Schuhriemen und einem Tragebalken, an dem sich Butter und Käse das Gleichgewicht halten, gleichfalls wie ein Ueberbleibsel aus alten Zeiten aus, wie ein Landmann, der das *Katagogion* von Epidauros mit schmalem Vorrat versieht.

Als wir bei einbrechender Dämmerung an den schönen Treppenanlagen von Itsch-Kalé vorüberfuhren, war die Schuljugend von Nauplia da aufgestellt und empfing unseren Wagen mit einem wahren Blumenregen, dem aber unsänftlicherweise auch ein Stein beigemischt war. Ich hätte den letzteren bei der grossen Gastfreundlichkeit der griechischen Bevölkerung für einen in der Eile begangenen Missgriff gehalten, wäre mir nicht auf der Weiterreise von einem deutschen Herrn dieselbe Erfahrung mitgeteilt worden. Blumen oder Steine — ich glaube, es sind nur verschiedene Ausdrucksformen für die Gemütserregung, in die diese naiven Geister durch den Anblick der Fremdlinge versetzt werden. Dann breitete sich eine unvergessliche Sternennacht über den Golf von Nauplia, rote Leuchtfeuer zuckten über das Wasser und erinnerten an ihren

ersten Erfinder, den kunstreichen, durch die Tücke des Odysseus aus dem Wege geräumten Palamedes, von dem der hohe Berg Palamidhi bei Nauplia von Altersher den Namen hat. So wären wir wieder in der homerischen Welt angelangt, in deren Namen wir ausgezogen sind und zu der alle Wege zurückführen. Mit dem leisen Anrauschen der Wellen umgeben mich ihre Bilder, bis der Schlaf mich einlullt.

Apollontempel von Korinth, im Hintergrund Akrokorinth

KORINTH UND DER ISTHMUS

Aufgang zur Agora, Korinth

VON Nauplia auf bekannter Strecke nach Korinth zurück. Am sandigen Ufer erhebt sich Neu-Korinth, das weisse, glühende Städtchen am Meere, wo wir im sauberen Gasthof *Tôn Xenôn*, dessen Wirt sogar des Deutschen mächtig ist, Mittag machen. Eine Stunde landeinwärts am flachen Fusse von Akrokorinth liegen, von Zypressen beschattet, die Ruinen der antiken Stadt, soweit sie durch die Grabungen der Amerikanischen Schule ans Licht geholt sind. Man betritt sie auf der gepflasterten Strasse, die einst diesen Haupthandelsplatz der griechischen Welt mit seinem Hafen, dem Lechäon, verband. Ergreifend blicken uns von einem überragenden grünen Buckel die sieben schweren dorischen Tempelsäulen schon von weitem entgegen.

Das also war Korinth, die Stadt des Reichtums und der Lüste, wo die grossen Kaufherren und Reeder mit Staatsmännern und Philosophen wetteifernd um die Gunst der Lais warben, und wo sich Diogenes von der Gnade des grossen Alexander nichts erbat als das biss-

chen Sonnenschein, das jener ihm mit seinem Leibe verdeckte. So breitete sie sich am Fusse des schroffen Berges aus, der der Aphrodite heilig war, und sandte ihre Mauern von der steilthronenden Hochburg bis ans Meer hinunter. Es geht ein mit tiefstem Reize gemischtes Grauen von diesen toten Strassenzügen aus, als ob man in die Züge eines historischen Leichnams blickte. Denn eine Stadt ist auch eine Persönlichkeit, so oft sie zerstört und aus den Trümmern neu erbaut werden mag. Nicht nur die Anlage bleibt der Hauptsache nach dieselbe, die neuen Ansiedler übernehmen von den verschwundenen Vorgängern Sitten und Ueberlieferungen, Tugenden und Laster, die aus den Bedingungen des Bodens entsprungen sind. Diese mit ihrem Handelsgeist und ihrer ganz ungriechischen Ueppigkeit war halbphönizischen Wesens und verehrte auf Akrokorinth und dem Isthmus semitische Gottheiten, wenn sie ihnen auch wie ihrer Astarte-Aphrodite und ihrem Melkart-Palämon hellenische Namen gab.

Schon der erste Eintritt durch die schön gepflasterte, leise ansteigende Strasse, die auf beiden Seiten von langen Säulenhallen und zur Rechten noch von einer hinter den Säulen liegenden basarähnlichen Flucht von Läden gesäumt ist, macht einen prunkvollen Eindruck, der noch dadurch gesteigert wird, dass dieser stolze Aufgang zuletzt in eine flache Marmortreppe übergeht, die auf die Agora mündet. Von den Propyläen, die in römischer Zeit den Durchgang bildeten und mit den goldenen Viergespannen des Helios und des Phaëthon gekrönt waren, sind nur die Fundamente erhalten. Auf dem Marmorwürfel neben einem Absatz dieser Treppe

Das Brunnenhaus der Pirene, Korinth

zeigt man die Stelle, wo der Apostel Paulus den Korinthern, deren Ruhm nicht fein war, gepredigt haben soll.

Vortreffliche Arbeit haben die Amerikaner gemacht: alles ist so wohl geordnet und aufgeräumt, dass man die Anlage der Stadt mühelos überblickt. Ein hoher, stehen gelassener Erdkegel zeigt die Tiefe der Grabungen an.

Korinth war eine Brunnenstadt; wenn man den dürstenden attischen Boden kennt, so überrascht dieser Ort vor allem durch seinen sprudelnden Wasserreichtum. Links von der flachen Marmortreppe geht es zu dem berühmten Quellhaus der Pirene hinab, das von der ursprünglichen sechsfachen Brunnengrotte durch den wachsenden Prunksinn allmählich zum kellertiefen Wasserpalast erweitert wurde; den umkleidete der grossspurige Herodes Attikos, der sein Gold über alle Griechenstädte ausstreute, zuletzt noch ganz mit Marmor. Das Wasser der Pirene entspringt hoch oben auf Akrokorinth und tränkt die neue Stadt wie einst die alte. Ein reizender Anblick muss das gewesen sein, als es noch aus all den zerstörten Nischen und Kanälen in das grosse, mit Säulen geschmückte Hauptbecken plätscherte! Rechts von den Propyläen umschliesst eine mit Triglyphen verzierte Marmorbalustrade ein zweites kleineres Brunnenhaus, zu dem man geheimnisvoll auf sieben Stufen unter den Boden hinabsteigt. Noch weiter rechts führt der Weg zu einer langen Flucht von aneinanderstossenden Verkaufsgewölben, wovon eines in ganzer Höhe erhalten ist. Man ahnt die Pracht der Teppiche und Goldkleinodien und

was sonst an Erzeugnissen einheimischen Kunstfleisses und an überseeischen Handelsartikeln in diesen Läden zum Verkaufe auslag. Zwischen ihrer Rückseite und dem hier senkrecht anschliessenden grünen Hügel mit den stämmigen Tempelsäulen zwängt sich noch eine schmale, strassenlange Säulenhalle ein, die bei schlechtem Wetter einen angenehmen Spazierweg gebildet haben mag und die durch ihre Enge sofort die Vorstellung von dem Reiz des antiken Strassenverkehrs, wo jeder jeden kannte, hervorruft. Auf diesem niederen Bühl, der mitten im Strassengeflechte seine natürliche Gestalt behalten hat, thronen stadtbeherrschend, die sieben aufrechten Säulen mit ihrem Gebälke, die der Phantasie genügen, um den ganzen Tempel darin zu sehen. Eine schmale Steintreppe führt hinauf. Wie wohltuend der lebendige grüne Hügel als Träger des Heiligtums, wo wir Heutigen gleich alles ebnen und überpflastern! Von oben sieht man die ganze Marmorwüste im weissen Glaste stumm und geisterhaft ausgebreitet. Es ist eine Stimmung, die dem einsamen Beschauer fast den Atem nimmt. Eine Stadt, die mit ihren Strassen und Plätzen, ihren Brunnen und Gewölben wieder an die Sonne tritt, sieht uns doch noch mit ganz anderen Augen an, als ein einzelner Palast oder eine Tempelruine. In der engen Halle da unten könnte die Braut von Korinth *im weissen Schleier und Gewand* vorüberhuschen. Zum grösseren Teil sind es Reste der von Cäsar gegründeten Römerstadt, denn das griechische Korinth, das als *Ephyra* seinen Ursprung auf den schlauen Sisyphos zurückführte, war ja durch den Handelsneid der Römer mit Feuer und

Marktplatz von Korinth mit Triglyphenbrunnen, rechts Apollontempel und der stehen gelassene Erdkegel.

Schwert ausgetilgt worden, und ausser dem hochgelegenen Apollontempel hatte die rasende Flamme nur wenige Griechenwerke verschont. Der grosse Julius glaubte wohl die Tat zu sühnen, als er hundert Jahre später seine Kolonisten auf dem entweihten Boden ansiedelte und die Mauern der Stadt wieder aufrichtete. Aber was half das den unglücklichen Abkommen der echten Korinther, die als Sklaven in alle Welt verschleppt waren?

Geht man von den Säulen des Apollontempels in der Richtung nach Akrokorinth weiter, so kommt man zu dem geheimnisvollen, aus einem freistehenden mächtigen Felsblock gehauenen Quellhaus Glauke, so genannt nach der unglücklichen Braut des Jason (die anderwärts Kreusa heisst), weil die Aermste vor dem fressenden Feuer des Brautgewandes, das ihr Medea gesandt hatte, in den Fluten dieses tiefen Brunnens Rettung suchte. Ganz nahe dabei wurde in alten Zeiten das Grabmal gezeigt, in dem die Kinder der schrecklichen Kolcherin liegen sollten. Gerne wüsste man auch, wo das Grab des Bellerophontes war, des Stadtheros von Korinth, der mit Athenes Hilfe den Pegasus gezäumt und mit ihm in den Olymp zu reiten gesucht hat. Und sein Erzbild mit dem Flügelross, aus dessen Huf ein Brunnen sprang zur Erinnerung an die Sage, dass der Pegasus das Wasser der Hippokrene aus dem Boden gestampft habe. Die Agora, auf der ein Wald von Statuen und die meisten Tempel standen, ein grosser Teil der Strassen und die beiden Vorstädte stecken noch in der Erde. Wer weiss, was der unausgehobene Boden für Schätze bergen mag.

Allzulange hat uns das Spukbild des alten Korinth festgehalten. Der lange Frühlingstag beginnt sich zu neigen, als wir nach Akrokorinth aufbrechen, und die venezianischen Mauern über den rötlich-grauen Felsenschroffen sind nicht so nahe, wie sie scheinen. Zuerst führt der Weg über hängende, blumige Matten, tritt dann bei einem schönen Quellhaus, das in den lebenden Felsen gehauen ist, in die öde Steinregion und windet sich an baumlosen, fast senkrechten Bergflanken hin, in deren Schründen nichts mehr wächst als die starkduftenden Asphodelen und mannshohe Euphorbien mit ganz unwahrscheinlichen Riesendolden. Scharfer Seewind weht über die Bucht von Korinth herüber, die in leuchtender Bläue vor unsern Füssen liegt, durch die hornartig vorspringende Halbinsel Perachora von dem grossen Korinthischen Meerbusen abgetrennt. Auch Helios, der erste Herr des Berges, hat trotz der vorgerückten Stunde noch bedeutende Macht, obwohl er nach der Sage seine Rechte an Aphrodite abgetreten hat, die nach ihm hier oben mit dem Schwarm ihrer gefälligen Priesterinnen die weltbekannte lockere Wirtschaft führte. Mir zwar ist er ein alter vertrauter Freund, der mir kein Leides tut, aber auf den Kyrios, der seine Tage im grimmen Norden verbracht hat, richtet er seine giftigsten Pfeile, und ehe das unterste Festungstor erreicht ist, bereitet er sich schon zum Niedergang. Hier aber beginnt erst der steilste Aufstieg zwischen den mächtigen mittelalterlichen Festungswerken nach dem Gipfel, wo sich der ungeheure Abgrund des Raumes auftut. Nach keinem Gipfel der Erde hat sich jemals meine raumhungrige Seele wie

Der Glaukebrunnen, Korinth

nach diesem gesehnt. Das Auge möchte zum Adler werden, der von einem Meere zum andern seine Kreise zieht, der an den nackten Bergmauern der Argolis und den hohen Schneegipfeln der arkadischen Kyllene hinschwebt und über der blauen Fläche des gebirgumschlossenen korinthischen Busens ruht. Es möchte den dunklen Kithäron und den nackten, kühnen Helikon überfliegen, auf dem königlichen Schneehaupt des Parnassos rasten und sich dann rückwärts zum Saronischen Meerbusen wenden, um noch mit dem letzten Tageslicht die Inseln Aegina und Salamis und die lange attische Halbinsel bis hinab zum Kap Sunion zu ereilen. Aber die ungeduldige Sehnsucht ist machtlos gegen die Notwendigkeit, sie kann den Sonnenrossen, die sich geneigt haben, nicht in die Zügel fallen und sie weiss ja, dass der Weg noch weit ist und dass uns beim Abstieg in der steinigen Oede die mondlose Nacht nicht überraschen darf. Also soll es uns versagt sein, von der höchsten Spitze von Akrokorinth halb Griechenland mit einem Blicke zu umfassen, und wenn das Auge seinen Durst gestillt hat, den des Gaumens am oberen Pirenequell zu löschen, der so köstlich frisch und durchsichtig wie Luft ist, weil ihn der Stromgott Asopos dem schnöden Sisyphos geschenkt hat zum Lohn, dass dieser ihm die Liebschaft seiner Tochter mit Zeus verriet, wofür der Gottlose im Hades die verdiente Strafe leidet? Wenigstens suchen wir über eine Einsattelung hinweg noch den niedrigeren, gleichfalls befestigten westlichen Gipfel zu erreichen — *Pente Skuphia* heisst er —, zu dem ein fast ebener Weg unterhalb des ersten Tores von Akrokorinth hinüberführt; nun aber türmt

sich südlich von diesem eine höhere Kuppe, die *Skona*, auf, die den Blick auf den Saronischen Busen versperrt.

Und jetzt heisst es schleunigst umkehren, ehe uns das *heilige Dunkel* ganz umschattet. In der Abendkühle geht der Abstieg leicht vonstatten, und nach einem glücklich abgelaufenen Abenteuer mit zwei jungen Stieren, die in der Hitze ihres Durstes beinahe die gleichfalls durstige Kyría von dem schöngefassten Bergquell am Abhang in die Tiefe gestossen hätten, kehren wir wohlbehalten nach Alt-Korinth und von da im Wagen in die neue Stadt mit ihren Platanenalleen zurück, wo uns im Gasthof ein schmackhaftes Abendbrot und ein sehr reinliches Nachtlager erwartet.

Aber näher zu euch, wo eure Haine noch wachsen,
Wo sein einsames Haupt in Wolken der heilige Berg hüllt,
Zum Parnassos will ich —

singt Hölderlin, und dorthin wollen auch wir.

Da jedoch der *Hagios Joannes*, der uns nach Itea bringen soll, nicht am diesseitigen Ausgang des Kanals in dem neugegründeten Poseidonia, sondern drüben an der Ostküste anlegt, müssen wir zuvor von Korinth aus den ganzen Isthmus im Wagen durchqueren, um hernach dieselbe Strecke noch einmal im Kanal zurückzulegen.

Am hellen windigen Morgen geht die Fahrt zwischen ebenen Aeckern und rotglühenden Mohnfeldern über die schmalste Stelle der Landenge der Richtung der alten Mauern nach, die einst den Poloponnes gegen

den herandrohenden Xerxes schützen sollten. Der Kutscher fährt uns nahe zu den erhaltenen Resten, damit wir aussteigen und sie besichtigen können. Hier war auch die von Theseus gezogene Grenze zwischen dem Gebiet des jonischen und des dorischen Stamms. Wohnstätten sahen wir keine; der windgefegte Isthmus hat etwas Oedes und Unwirtliches. Nur einmal begegnete uns ein Trupp barfüssiger Burschen und Mädchen, die letzteren, wie überall, mit verhülltem Munde. Aber wundervoll ist der Rückblick auf die hohe, jetzt rötlich schimmernde Felsenburg und auf die blaue, von Bergen herrlich umzirkte Bucht von Korinth.

Nach einer Stunde Wagenfahrt senkt sich der Weg im Anblick des Saronischen Golfes jählings in einen holprigen und *gedrangen* Engpass, der hart am Rand einer tiefen grünen Mulde hinläuft: hier war der Schauplatz der isthmischen Spiele, das einstige Stadion im heiligen Bezirk, wo der *Kampf der Wagen und Gesänge* stattfand; nur an der regelmässigen Gestalt erkennt man in der langen, von Bäumen bewachsenen Wiesensohle die einstige Rennbahn.

Wir eilen, unser Gepäck unter dem Schutze des Publikums am Landungsplatz von Isthmia niederzulegen und erkundigen uns dann nach der genauen Lage der Heiligtümer. Schmerzlich vermissen wir hier die Liebenswürdigkeit und Aufgewecktheit der attischen Bevölkerung, die uns beim Aufsuchen der alten Stätten immer so freundlichen Vorschub geleistet hat. Wohin sich der Kyrios mit seinem besten Neugriechisch wendet, da blickt ihm aus den unbeweglichen Mienen ein stumpfes ‚Kann-

nitverstahn' entgegen, bis ein paar Weiber mit gleichzeitiger Erleuchtung eine Nachbarin herausklopfen, die das Orakel von Isthmia zu sein scheint. Diese Frau, aus deren lebendigen Augen ein attisches Feuer strahlt, versteht das Griechisch des Kyrios, versteht was wir wollen und gibt uns einen Jungen mit, der uns zu den heiligen Orten führen soll. Der versieht sich mit einem zweiten Jungen zum Beistand und beide schleppen uns wohl eine Stunde lang hinter dem hochliegenden kleinen Kirchlein des *Hagios Joannes* hügelauf und -ab. Doch bei allem Suchen kommt nichts weiter zum Vorschein als die obersten Sitzreihen des Theaters, jene *höchsten Stufen*, von denen die Mörder des Ibykus den Kranichzug vorüberfliegen sahen. Vom Tempel des Poseidon, dem der Isthmus geweiht war, von dem unterirdischen Heiligtum des Meergottes Palämon, für den Theseus die isthmischen Spiele gestiftet hatte, zeigt sich keine Spur, und an den ehrwürdigen *Fichten*-, d. h. Pinienhain, dessen Zweige die isthmischen Sieger krönten, erinnern nur wenige verstreute Kiefern, wie sie überall auf korinthischem Boden wachsen.

Ganz erhitzt und atemlos finden wir uns endlich auf dem Landungsplatz wieder ein, haben aber noch eine geraume Weile zu warten, bis vom Piraeus her der *Hagios Joannes* in Sicht kommt, denn einen Fahrplan gibt es nun einmal nicht in Griechenland, für die Schiffahrt so wenig wie für die Eisenbahn. Dann werden wir mit dem Pascha aus Epidauros, der auch wieder da ist, und seinem weissen und schwarzen Gefolge zusammen in ein Motorboot gepackt und weit draussen auf der dunklen starkbeweg-

Kanal von Korinth

ten See auf den Dampfer befördert, der vor der Mündung des Kanals liegt und uns erst aufnimmt, nachdem der Obolus für die Durchfahrt entrichtet ist.

Scharf und peinlich gerade, als wäre er mit dem Rasiermesser geschnitten, klafft der Kanal wie eine offene Wunde. Er ist so geradlinig, dass man von einer Mündung in die andere blickt, und so eng, dass man bei der Einfahrt anzustossen glaubt. Grosse Schiffe können hier nicht fahren, darum nehmen die Lloyddampfer nach wie vor den Umweg um den Peloponnes. An beiden Endpunkten sind Leuchttürme errichtet, und Laternen begleiten ihn auf seinem ganzen Lauf; auch ziehen sich zu beiden Seiten schmale Wege hin. An den nackten gähnenden Wänden, deren Höhe ganz beträchtlich ist, sprosst schon da und dort ein Baum oder grünes Buschwerk; die Natur bemüht sich, die Gewalttat des Menschen zu verdecken, die vielleicht später nur noch an der widernatürlich geraden Richtung kenntlich sein wird. Bei längerem Aufenthalt hätten wir uns gewiss zuvor die Punkte angesehen, wo die wiederholten Durchstichversuche der Alten noch zu erkennen sind. Sie konnten mit ihren ungenügenden Mitteln gar nicht einmal bis auf den Felsgrund kommen, *so schwer ist es dem Menschen*, sagt der alte Pausanias bei diesem Anlass, *göttliche Einrichtungen mit Gewalt zu ändern.* Was würde er für Augen machen, stände er jetzt da oben am Rand und sähe, wie unser *Hagios Joannes* sich durch den blauglänzenden Engpass langsam und vorsichtig dem andern Meere nähert, während die Stewards uns an Bord die Mahlzeit auftragen.

Der delphische Wagenlenker, Weihgeschenk

Digitized by Google

DELPHI

Der heilige Nabelstein aus dem Apollontempel zu Delphi

Digitized by Google

DER Tag leuchtet wieder einmal in wundervoller Klarheit und gestattet uns all die erhabenen Häupter an beiden Küsten zu grüssen, die so schön sind für das Auge und noch schöner durch den Glanz ihres Ruhms. Zur Linken die vielgezackte arkadische Kyllene bis herab mit Schnee bedeckt, und die gleichfalls beschneite Spitze des Erymanthos über das niedere Küstengebirge hervorlugend. Zur Rechten der nicht hohe, aber wunderbar kühngeformte Kithäron mit seiner dunklen Waldung, und als eine kahle Masse der Helikon! Der Grieche lacht nicht, er lächelt nur, und so auch seine Landschaft. Verglichen mit der überirdischen Hoheit dieses Bildes, scheint jetzt in der Erinnerung das schönste Ufer Italiens viel zu irdisch-prächtig. Kleine Felseninseln, schroff abfallende Klippen, phantastisch kühne Vorgebirge die ganze wild zerklüftete Küste entlang, bis der flache, lange Rücken der Kyrphis ans Meer herantritt und über ihr hoch im Aether eine strahlende Silbermasse sich erhebt. Ein Jubelruf geht durch das Schiff: der Parnassos! Sogar

der Pascha mit seiner orientalischen Würde steht auf, ihm seine Hochachtung zu bezeigen. Doch ragt das Phoeboshaupt nicht einsam, daneben steigt eine zweite Schneekuppe empor, die dem Mitinhaber des delphischen Heiligtums, dem Dionysos, gehört.

Geheimnisvolle Schönheit liegt über der krysäischen Bucht, als sollte eben ein göttliches Wunder geschehen, und glückverheissende Delphine springen ganz nahe um unser Schiff. Künden sie vielleicht den neugeborenen Apollon an, der auf dem geflügelten Dreifuss von Delos herschwebt, die Leier in der Hand und den Köcher auf dem Rücken, um von dem Sehertron am Parnassos Besitz zu ergreifen? Zwischen der Kyrphis und Kap Andromache (hier wird schon die Dichtung lebendig!) hält der Dampfer, und wir werden nach Itea ausgebootet.

Von Staub umwirbelt, rasen wir jetzt dreispännig einem anderen Staubwirbel nach, der von den Wagen des Paschas aufgetrieben vor uns herjagt. Unser Kutscher hat den Ehrgeiz, mit seinem Dreigespann die beiden Zweispänner zu überholen und peitscht in unverständiger Hartnäckigkeit auf das viel kleinere Seitenpferd ein, das, um mitzukommen, sich zu rasendem Galopp ausstrecken muss und doch mit seinen kurzen Beinen das Tempo der grossen Kameraden nicht einhalten kann. So donnern wir an einer Flucht lehmfarbiger Häuser vorüber, unter prachtvollen Felsgebilden hin und auf einer Brücke über das trockene Bett des Pleistos, bis es mir im unmöglichsten Griechisch gelingt, den unbarmherzigen Wettlauf zu hemmen. Nun geht es in gemässigter Eile, während die anderen Wa-

gen entschwinden, durch die schöne Oelwaldung der Pleistosebene in eine wundervolle Gebirgslandschaft an den Vorhöhen des Parnassos hinein. Hoch oben am Berghang sieht man die Häuser des grossen Dorfes Kastro angeklebt, das jetzt den stolzen Namen Delphi führt; es lag ursprünglich über dem verschütteten Bezirk des pythischen Apollon aufgebaut und wurde von der französischen Schule vor Beginn der Grabungen abgetragen und fein säuberlich zehn Minuten weiter unten wieder aufgestellt. Seitdem ist es das Ziel unzähliger Wallfahrer, die wieder wie in alter Zeit den Götterberg ersteigen. In Schlangenwindungen fahren wir an kahlen, wild zerrissenen Abhängen vorüber den Berg hinauf mit dem Blick auf die dunkelbewachsenen scharfkantigen Felsterrassen der Kyrphis jenseits des Pleistosbettes und auf den herrlichen Golf, den die Berge Achajas begrenzen. Nur Kinder auf Eseln begegnen uns und ein paar Bauern mit dem antiken Hirtenstab in der Hand, den jeder griechische Bauer trägt.

In dem sauberen, stadtähnlichen Dorf Chrysó, das an der Stelle der alten Stadt Krysa liegt, wird fünf Minuten gerastet. Von dort nimmt die Gegend immer wilderen und grossartigeren Gebirgscharakter an; auf den rauhen Bergflanken wächst nichts mehr als Disteln und Heide, und Hochgebirgsluft umweht uns. In weiten Kehren windet sich der Wagen vollends hinauf, während im Westen allmählich eine sechsfache Reihe von Bergzügen emporsteigt, bis wir bei sinkender Dunkelheit vor dem grossen Gasthof von Delphi

halten, der auf seiner Schwelle in Stein eingelegt den stolzen Namen *Apollon Pythios* trägt.

Am Schlusse der langwierigen Mahlzeit in dem grossen menschenüberfüllten Saale, der mit Gewinden von blühender Erika und andern Gebirgspflanzen reizend geschmückt ist, blickt schon die ambrosische Nacht durch die Scheiben. Die Strasse liegt dunkel und still, nur ein Bächlein singt am Wege, es muss die Kassotis sein. Was so gewaltig zu unseren Häuptern hängt, sind die „Phädriaden" (Glanzfelsen) der Alten, deren rötlichen Schein wir schon vom Meere aus gesehen haben. In ihren niedrigen Vorsprüngen sind Felsengräber eingehauen, vielleicht Begräbnisstätten der Priesterinnen, die auf dem heiligen Dreifusse sassen. Bald verschlingt sie die Dunkelheit, und es ist nichts mehr übrig als der Himmel mit seiner Sternenpracht und die Umrisse der Bergkolosse. Aber jetzt erhebt das Wässerlein seine Stimme noch heller als zuvor, es ist nicht mehr ein blosses silbernes Geriesel, es ist eine melodische Tonfolge, an der sich das Ohr nicht sättigen kann. Ueber der Kassotis, die den heiligen Bezirk durchströmt, sass einst die Pythia auf ihrem Dreifuss; hat sie wohl davon die zauberische Stimme? Sie zieht mich immer weiter mit in ihrem eilenden Tempo, ich muss mir am Ende gewaltsam Einhalt tun, dass ich nicht mit ihr im Dunkeln in die gähnende Papadhiáschlucht stürze. Aber auf meinem hohen Balkon hält mich die delphische Wundernacht noch lange wach mit den südlichen Sternbildern über den Kyrphisfelsen und der krysäischen Bucht, die im weisslichen Sternenschein durch das Tal des Pleistos heraufschimmert. Das Ganze ist

Teil der Heiligen Strasse zu Delphi mit Unterbauten von Weihgeschenken

so unwahrscheinlich wie ein Traum, und ich lege mich ungern zur Ruhe in einer heimlichen Furcht, es könnte am Morgen alles zerronnen sein.

Aber ich erwache und bin noch immer in Delphi. Nur dass aus dem Pleistostale lange Nebelschwaden heraufziehen, die zwar zunächst von der Sonne verzehrt werden, sich aber gleich von neuem bilden, und die Luft ist bedenklich weich geworden, Bis wir den heiligen Weg ereilen, der bergan in den Bezirk des Pythischen Apollon führt, tröpfelt es bereits.

Welch ein Anblick! In Griechenland muss man auf Schritt und Tritt umlernen. Immer hatte ich gedacht, ein so edles Gebilde wie der griechische Tempel könne nur in harmonischer Umgebung auf einem schönen Hügel oder in einem stilisierten Haine stehen. Hier aber war eine Welt von Marmor, Tempel, Schatzhäuser, Gemäldehallen, vergoldete Statuen, eine Schöpfung der durchgebildetsten Formen mitten in die rauheste Bergwelt hineingestellt, und siehe, die wenigen Ueberbleibsel beweisen, dass es herrlich war.

Tiefste Einsamkeit, erhabenste, unzugängliche Gebirgswildnis und blendender Glanz einer überirdischen Schönheitswelt, der daraus hervorbricht; wahrlich der pythische Gott verstand es, wie man die Herzen bändigt!

Den heiligen Weg begleiten rechts und links die Unterbauten der grossen Weihgeschenke, die hier von Städten und Privatpersonen dem Gott als Dank für verliehene Siege aufgestellt waren. Das erste ist das der Athener für Marathon. Nur die Quadersteine, worauf es ruhte, und ein Stück Ummauerung sind erhalten.

Aber es macht das Herz weit, an die einst hier ragenden Gestalten des Miltiades und der attischen Heroen, die unsichtbar den Sieg gewinnen halfen, zu denken. Den Dank eines ganzen befreiten Volkes aus dem Zehnten der Siegesbeute an die Gottheit zu entrichten, welche Aufgabe für den Künstler; dafür war es auch Phidias, dem sie zufiel. Doch das Hochgefühl verlässt uns, wenn wir den Blick wenden. Auf der anderen Seite stand das Weihgeschenk des Lysander für Aegos Potamoi, die Zertrümmerung der athenischen Flotte durch die Spartaner! Es war ein riesiges Werk mit nicht weniger als siebenunddreissig Statuen, in der Mitte Lysander selbst, von Poseidon bekränzt. Und das war nur der Anfang. Denn hart vor das Lysanderdenkmal legte sich später wie zum Hohn ein anderes: der Dank der Arkader für die Niederwerfung der Spartaner bei Leuktra, und diesem gegenüber ragten die Gestalten der „Sieben gegen Theben", für den gleichen Sieg von den Argeiern gestiftet. So geht es weiter mit den brudermörderischen Siegeszeichen, die die Griechenstämme dem gemeinsamen Schutzgott aufstellten. Heute sind nur noch blasse Spuren von dem allem erhalten, aber der alte Reisende Pausanias hat sie pünktlich aufgezählt, man kann das endlose Verzeichnis nicht ohne Grauen lesen. Und der rätselhafte Loxias beriet mit den schiefen Orakelsprüchen seine Söhne, wie sie sich gegenseitig am besten zerfleischten, und nahm jedesmal kaltlächelnd seinen Anteil an der Siegesbeute entgegen. Die ganze Geschichte der Griechen war hier in Stein zu lesen, dieser götterähnlichen Stämme, Frucht einer unbegreiflich gelungenen Blutmischung, die in

sich die ganze Menschheit mit den Entwickelungskeimen der fernsten Zukunft enthielt, die der äussere Feind jedesmal unüberwindlich fand, wenn sie zusammenstanden, und die doch vom fressenden Neid und Hader nicht ruhen konnten, bis der letzte Tropfen Heldenblut vergossen war, und die Römer mit dem entkräfteten, entarteten Ueberrest leichtes Spiel hatten. Verhängte so ein Gott dem Edelsten *Untergang, dass er sei ein Gesang noch späten Geschlechtern?* Oder mussten sie im Jugendalter von der Erde verschwinden, weil sie bei längerem Leben den Schleier der Gottheit aufgehoben und die grossen Rätsel, an denen die Jahrtausende sich mühen, spielend gelöst hätten? Wenn ich die Pythia finden kann, nur dieses eine will ich sie fragen.

An der ersten Biegung des Weges steht unter aufgehäuften Felsbrocken das Schatzhaus der Athener, ein entzückender Tempel im kleinen, zur Aufbewahrung der kostbarsten, dem Gotte dargebrachten Kleinodien dienend. Es ist das einzige von den vielen Schatzhäusern griechischer Staaten in Delphi, das an Ort und Stelle beinahe vollständig aus seinen Trümmern wieder aufgebaut werden konnte. Doch da wir eintreten wollen, um vor dem heftiger strömenden Regen Schutz zu suchen, zeigt es sich, dass ihm die Bedachung fehlt. Darum eilen wir weiter, ob uns der überkragende Fels der Sibylle, der von Urzeiten her in der Mitte des heiligen Bezirks liegt und an die Zeit erinnert, wo Delphi noch *Pytho* hiess und der grossen Erdmutter gehörte, Unterschlupf gewähren will. Aber seine Höhlung ist nicht tief genug, und da es schliesslich gleich ist, ob man von einer oder von allen Seiten nass wird, so lassen

wir auch die verstümmelte Stoa der Athener, unter die sich ein deutscher Landsmann mit Lodenkragen und Baedeker geflüchtet hat, liegen und setzen den Aufstieg zu dem auf hochgemauerter Terrasse thronenden Apollontempel fort.

Auf dem schmalen Wege drängen sich die Basen der verschwundenen Weihestatuen; ihre Zahl muss hier ungeheuer gewesen sein wie durch den ganzen heiligen Bezirk. Konnte ja der unersättliche Nero allein dem Gott fünfhundert Bronzewerke rauben, ohne dass der Abgang fühlbar wurde. Alle heiligen Stätten der Griechen waren nach unseren Begriffen überfüllt, aber was von Delphi aufgezählt wird, aus einer Zeit, wo schon unendliche Räubereien über den heiligen Ort ergangen waren, ist schwindelerregend. Vergebens fragt man sich, wie alle diese Viergespanne, Reiterstandbilder, diese Massengruppen und Einzelfiguren, die goldenen Dreifüsse und andere Schmiedewerke, dicht gehäuft wie in einer Schatzkammer, unter freiem Himmel zu Füssen des wilden Gebirges für das Auge gewirkt haben mögen. Aber freilich, sie waren nicht für das Auge aufgestellt. Eine Kunst um der Kunst willen kannte der Grieche nicht in seiner grossen Zeit, sie war ihm die Sprache, in der er mit der Gottheit sprach. Und der Sehergott verschmähte nichts, was man ihm brachte. War er doch vorurteilslos genug, auch die vergoldete Bildnisstatue der Phryne anzunehmen von der Hand ihres Liebhabers Praxiteles gefertigt, die die berühmte Hetäre ihm stiftete. Nur einmal verbat er sich ein Geschenk, das ehrenvollste von allen, das des Themistokles aus der salaminischen Beute; und warum tat

Schatzhaus der Athener in Delphi

er dies, als weil der schiefe, doppelzüngige Pythier auch nach dem Grosskönig hinüberäugelte? Für eine Priesterzunft gibt es kein Vaterland. — Von all dem einstigen Uebermass ist heute nichts mehr vorhanden, als auf der steinernen Rampe die sitzende kopflose Frauengestalt, die, von den Tränen des Himmels berieselt, einen wahrhaft pathetischen Eindruck macht.

Vom Tempel selber stehen nur noch die Riesenfundamente. Stufen führen zu dem Haupteingang, der wie bei fast allen griechischen Tempeln im Osten lag. Hier mahnten die berühmten Sprüche der Sieben Weisen an den Wänden zur inneren Einkehr. Hinter der westlichen Cellawand geht eine Treppe in das sogenannte *Adyton*, den unzugänglichen unterirdischen Raum, wo die Priesterin unter den begeisternden Dämpfen auf dem Dreifusse sass. Die Hoffnung, hier im Allerheiligsten dem Geheimnis des Orakels näherzukommen, wird völlig enttäuscht, man findet nichts als Zerstörung. Ist es ein Zufall, dass gerade von diesem Tempel, der der Mittelpunkt des religiösen Lebens der Griechen war, am allerwenigsten erhalten ist? Es heisst, dass nach dem Sieg des neuen Glaubens die Menschen ihn aufgegeben und das Erdbeben ihn zerstört hätte. Aber darf man dem Erdbeben einen solchen fanatischen, bis an die Wurzeln gehenden Vertilgungseifer zutrauen?

Unterdessen hat sich der Regenschauer in einen Platzregen verwandelt, der uns nötigt, mit triefenden Kleidern in das kleine Museum unten an der Landstrasse zu flüchten. Das erste, was mir hier entgegenblickt, ist der delphische Wagenlenker, kerzengerade im langfaltigen Chiton, die Stirn von einem silberdurch-

wirkten Bande umwunden, und die Zügel in der Rechten. Er ist ja aus vielen Abgüssen bekannt, *mais ce n'est pas la même chose*, sagt unser Pascha, der schon davor sitzt, und er hat recht. Was die Abgüsse nicht geben, ist vor allem der rätselhaft anziehende, fast dämonische Blick der Augen aus Halbedelstein, der so seltsam über uns ins Weite geht und zugleich den gespanntesten Willen ausdrückt. Wir müssen den eigenen Willen zusammennehmen, um uns von seiner Uebermacht loszureissen. Von den anderen Schätzen fesseln besonders die drei tanzenden Mädchen von der Akanthussäule in den spinnwebdünnen Gewändern, der bindenumwundene Nabelstein, eine Nachbildung des echten, der im Tempelinnern stand und von den Griechen für die Erdmitte gehalten wurde, und die Metopen und Dachzierden, sowie der Apollonhymnus mit Musiknoten in Stein vom Schatzhaus der Athener. Einen ganzen Saal füllt der Aufbau des prächtigen Knidierschatzhauses mit den zwei reizenden gebälktragenden Mädchen und sein erhaltener plastischer Schmuck: das Giebelrelief, auf dem eine einfältige Kunst den Streit des Apollon und des Herakles um den pythischen Dreifuss erzählt, und der unbeschreiblich eindrucksvolle, noch stellenweise mit roter Farbe behaftete Fries, der um das ganze Gebäude lief und an dem auch die raffinierten Kunstmittel bei so altertümlicher Arbeit überraschen.

Am Nachmittag ist trotz des Regens alles auf den Beinen, um der Hochzeit des Schulmeisters von Delphi beizuwohnen. Auch wir lassen uns von dem Menschenstrom durch die steilen, in rinnende Bäch-

lein verwandelte Gassen, über Schutthalden, die mit glattem Leim überzogen sind, zum Brauthaus schieben und nehmen an der langwierigen Abholung teil, an der nichts bedeutsam ist, als das symbolische Ausstreuen von Reiskörnern unter die Gäste, das gewiss auf antiken Brauch zurückgeht, sowie das gleichfalls von der Sitte verlangte, endlose Zögern und Widerstreben der schönen Braut, das man leicht im Hinblick auf die Erscheinung des Bräutigams für echt halten könnte. Während die beiden in der Kirche durch den öligen *Pappas* unter umständlichen Zeremonien vernietet werden, wandern wir lieber mit unseren Regenschirmen nach der Phädriadenschlucht, wo neben einem Bach der Kastalische Quell aus den Felsen bricht. Alles rieselt und rinnt, Wasser vom Himmel und Wasser aus den Bergen. Die wenigen Landleute, die sich blicken lassen, sind in schwarze Kapuzenmäntel von grobem Wollenstoff mit geradegeschnittenen Aermeln vermummt, die so vermutlich schon vor Jahrtausenden getragen wurden, die aber unseren Lodenmänteln merkwürdig ähnlich sehen, und nun reut es mich, dass ich den meinigen aus Schamgefühl zu Hause gelassen habe. Kalt weht es aus dem Geklüfte, wie der Atem einer strengen Gottheit. Unterhalb der abgemeisselten Felswand befindet sich ein grosses Becken, zu dem man auf breiter Treppe hinabsteigt. Hier hatten die Pilger sich von jedem Erdenreste reinzubaden, ehe sie mit ihrem Anliegen vor den pythischen Gott traten. Werde ich es mir später selbst noch glauben, dass ich unter den Phädriaden gestanden und das Wasser der Kastalia mit der hohlen Hand geschöpft habe?

Da der Regen eben ein wenig aussetzt, eilen wir noch, der alten Stadt Delphi, die etwas tiefer liegt als der heilige Bezirk, unseren Besuch zu machen, aber kaum hat der Himmel unsere Absicht bemerkt, als er von neuem loslegt, und ehe wir das *Gymnasion* erreicht haben, sind wir zum zweitenmal bis auf die Haut durchnässt, und das Dunkel bricht ein.

Noch bleibt uns ein ganzer Vormittag in Delphi, und endlich zeigt sich der Fernhintreffer gewogen. Er gönnt uns ungestörte Rückkehr in sein heiliges Gebiet und lässt uns an den Resten des thessalischen Weihgeschenks und dem Unterbau der grossen „Alexanderjagd" vorüber die wohlerhaltenen Stufen seines hoch am Felsenhang hinaufgebauten Theaters ersteigen, wo die musischen Wettkämpfe stattfanden. Ganz nahe lag einst der heilige Lorbeerhain, aus dessen Zweigen man die pythischen Siegeskränze flocht. Nur niedere Thujen und wilde Feigenbäume sprossen jetzt zwischen dem Trümmersturz, und am Boden glänzen zarte lilafarbene Sterne. Dem Neoptolemos, Sohn des Achilleus, der hier von den Bewohnern Delphis erschlagen wurde, bringen wir am Grabe unsere Huldigung dar, nicht um seinetwillen, sondern dem grossen Peliden zu Ehren. Um von Apollon Sühne für das vergossene Blut seines Vaters zu fordern, war der Verwegene nach Delphi gekommen, und hier in der Vorhalle des Tempels traf ihn das Gericht des unbarmherzigen Gottes. — Danach aber versteigen wir uns hoffnungslos auf den wilden Felsenmassen im vergeblichen Suchen nach der *Lesche* der Knidier, die die berühmten Gemälde des Polygnot enthielt, an deren Nachglanz auf den Spuren des Pau-

Apollontempel und Theater in Delphi

sanias Goethe sich nicht sättigen konnte. Nach einer halsbrecherischen Rutschpartie erreichen wir sie endlich doch, um uns zu überzeugen, dass so gut wie nichts von ihr übrig ist. Und jetzt, gleichfalls auf Gemsenpfaden, zum Schauplatz der pythischen Spiele, dem Stadion, das noch höher oben am Berge liegt und zu dem uns ein Engländer den schwer zu findenden Weg weist. Die Bahn, die mit der rechten Langseite am Felshang lehnt und sich mit der linken auf eine gemauerte Terrasse stützt, ist in ihrer ganzen Länge erhalten mit der Ablaufstelle zwischen den vier stämmigen Pfeilern und mit sämtlichen Sitzreihen, unter denen sich ein schön gearbeiteter marmorner Ehrensessel, ähnlich dem des Dionysospriesters in Athen, erhebt. Und am Ende der rechten Langseite, wo sie in das Halbrund übergeht, rieselt noch in gemeisselter Brunnengrotte die kalte Quelle und erquickt uns, wie sie vordem die Zuschauer erquickte, denen eine Inschrift am Stadion das Mitbringen von Wein verbot. In diesem Trunk berühren sich die Jahrtausende.

Aber ach, das Rossegestampf und Räderrollen auf der Landstrasse rührt von keiner Festgesandtschaft an das delphische Orakel her, sondern von unseren Mietwagen, die gekommen sind, die Gäste des *Apollon Pythios* nach Itea zurückzuführen.

Jetzt bringt uns leider ein Schelmenstreich des Gastwirts, der unseren vorausbestellten Wagen mit anderen Fremden weggeschickt hat und mich glauben machen will, er liege zerschmettert in der Schlucht, um die letzte Stunde in Delphi. Durch diese Unredlichkeit, die einzige, die wir auf griechischem Boden erleb-

ten, sind wir gezwungen, die Gastfreundschaft eines jungen Ehepaars aus Argentinien anzunehmen, das uns zwei Plätze in seinem Wagen einräumt, aber aus Reisefieber eine Stunde zu früh aufbricht — freilich weiss man von den griechischen Dampfern nie so recht genau, wann sie eintreffen. An der Lände von Itea, wo sich mit der Zeit auch die anderen Gäste des *Apollon Pythios* zusammenfinden, warten wir denn glücklich von 3 bis 4¼ Uhr auf den *Pylaros*, der uns nach Patras bringen soll.

Blick von Delphi nach Itea

NACH OLYMPIA

DAS Doppelhaupt des Parnassos ist untergetaucht und noch vor ihm die Phädriaden, die vom Meere aus unseren letzten Gruss empfingen. Den geistlichen Mittelpunkt von Hellas haben wir nun gesehen, den geheimnisvollen pythischen Apollon, der das Gewissen der Einzelnen und der Staaten lenkte, jetzt suchen wir einen anderen Herd des Griechentums, der eine vaterländische Bedeutung hatte: Olympia.

Die Sonne ist heute nicht zu sehen, weisse Dunstschleier ziehen über den blassen Himmel, und in alle Bergmulden von Lokris hat sich Gewölke eingebettet; keine lastenden Wolkenmassen, sondern ein graues wolliges Gespinst, stellenweise rosig durchleuchtet, als ob sich eine Gottheit dahinter verberge.

Nach einer wundervollen Fahrt durch die schmale Wasserstrasse von Rhion laufen wir bei Nacht im Hafen von Patras ein, in dessen magischer Lichterkrone die roten Leuchtfeuer wie Karfunkel flammen. Und hier erfahren wir, was Europa schon seit vielen Tagen weiss, was uns aber auf unseren einsamen Wanderun-

gen noch nicht zu Ohren gekommen ist: dass die Dardanellen gesperrt sind und infolgedessen alle Gasthöfe überfüllt, weil die Reisenden vergeblich auf die aus Konstantinopel fälligen Dampfer warten. Aber die Gjolmansche Agentur hält uns von Athen aus an sicherem Faden, und binnen kurzem finden wir uns in einer nagelneuen Herberge, deren erste Gäste wir zu sein scheinen, überaschend gut und sauber untergebracht.

Mitten auf einem belebten Platz in der Nähe des Meeres geht in der Frühe der Bahnzug mit seinen komisch kleinen Wagen nach Olympia ab. Ich sehe die ätolischen Berge wieder, die mich schon einmal in solcher Morgenfrühe entzückten. An ihrem letzten Ausläufer der Insel Kephallenia gegenüber, schiebt sich das Kap Mesolongion ins Meer heraus. Missolunghi glorreichen Andenkens! Dort ruhen an der Seite der griechischen Freiheitskämpfer die tapferen Philhellenen deutschen Stamms. Einem von ihnen, dessen Name mit meinen frühsten Kindheitserinnerungen verwebt ist, hätte ich besondere Grüsse aus der Heimat zu bringen, wenn meine Zeit es erlaubte. Und das Landschaftsbild, das jetzt vor mir liegt, ist auch das letzte, das Lord Byrons Augen sahen. Glücklichster aller Sterblichen, für wen haben Natur und Schicksal mehr getan? Als es schien, dass der Ruhm ihm nichts mehr zu geben habe, flog die Nike von Olympia herüber und legte ihm den schönsten Siegerkranz um die Stirn: für die Freiheit von Hellas sterben zu dürfen.

Eine sechsstündige, unvergleichlich schöne Bahn-

fahrt längs der elischen Küste, mit dem Doppelblick auf die sonndurchglühten Schneehäupter Achajas und auf die jonischen Zauberinseln, bringt uns in das Tal von Olympia, das der vielgewundene Alpheios mit breitem Silberbande durchströmt. Diese hügelige Landschaft, zu der die hohen arkadischen Berge niederblikken, ist anmutig, ohne bedeutend zu sein, und sieht in ihrer schlichten Herzlichkeit einem deutschen Flusstal ähnlich. Ist der lieblich wallende Strom zwischen den schönen Wiesenborden wirklich der Alpheios, von dem die Dichter singen, dass er aus gewaltiger Liebe zur schönen Arethusa das ganze jonische Meer durchschwimme und mit seiner gesamten Wassermasse auf der sizilischen Küste wieder hervorbreche, um die Flüchtige dort noch zu ereilen? Für griechische Verhältnisse ist es ein stattlicher Fluss, ungefähr wie mein heimischer Neckar, an den auch seine Ufer erinnern. Wie konnte man aber dem freundlichen Gewässer solch ein angehaltenes titanisches Rasen zuschreiben? *Diese Sache und was dem ähnlich von den Göttern erzählt wird, zeichne ich auf, ohne es zu glauben, ich zeichne es aber nichtsdestoweniger auf*, sagt der alte Pausanias bei ähnlichen Gelegenheiten in seinem komischen Rationalismus, und heute muss ich seinem Beispiel folgen. Immer aufs neue wundert man sich in Griechenland, was diese kleinen Flüsse für grosse Götter waren. Mit grossen Strömen unbekannt, verehrten die Griechen in jedem fliessenden Wasser eine erhabene Urgewalt, und da sie sahen, dass manche ihrer Flüsse geheimnisvoll in Gesteinsspalten verschwinden, trauten sie ihnen ohne weiteres jede beliebige Ortsverän-

derung zu. Doch kann freilich der Alpheios auch in Wahrheit wild werden und sein Bett verlassen, denn er war es, der gemeinsam mit seinem kleineren Zufluss, dem Kladeos, Olympia unter sechs Meter tiefem Schlamm und Sand begraben hat, nachdem zuvor schon die herrlichen Bauwerke durch ihren bösen Bundesgenossen, den Seismos, gestürzt waren.

Die Ausgrabungen, bekanntlich ein Werk des Deutschen Reiches, liegen in einer flachen Ebene, die im Norden von dem sogenannten Kronion oder Kronoshügel, südlich von dem vielfach geteilten Bette des Alpheios und westlich von dem ihm zufliessenden Kladeos eingeschlossen ist. Eine grössere Ansiedelung hat es hier nie gegeben. Der heilige Bezirk des olympischen Zeus mit seinen Tempeln, Altären und Weihgeschenken und der Schauplatz der Spiele: Stadion und Hippodrom, sowie einige wenige Profanbauten, das war alles, was unter dem Namen Olympia begriffen wird.

Man erreicht das Trümmerfeld von Westen her über die Kladeosbrücke. Tief unten zwischen völlig senkrecht eingeschnittenen Wänden zieht der Kladeos mit unbeschreiblich wohllautendem Geriesel, das an die Flöte Pans erinnert, vorüber. Er führt nur mässig Wasser, aber ihm glaubt man nach der Gestalt der Ufer seine Wildheit ohne weiteres. Zu seiner Linken, durch einen schmalen Weg von der ummauerten *Altis* getrennt — so heisst dort der heilige Bezirk nach der altelischen Bezeichnung für Hain, — liegen die Reste des Gymnasions und der Palästra, die den zehnmonatlichen Uebungen der Wettkämpfer dienten; am Boden der

Tanzende Mädchen auf dem Akanthusknauf, Delphi

Palästra sieht man noch die tönernen Rillen, an denen die Rieger sich stemmten. Da ist ferner eine Badeanlage, die Priesterwohnungen, ein schmaler Bau, der für die Werkstätte des Phidias gehalten wird, und das sogenannte Leonidaeon, ein grosses Prachtgebäude für vornehme Festgäste, alles von Säulenhallen umgeben, deren Stümpfe aus dem Grase blicken.

Durch eine der Toröffnungen in der Mauer, die an zwei Seiten noch einen Meter hoch erhalten ist, betritt man den heiligen Bezirk. Der erste Anblick ist niederschmetternd wie bei den meisten dieser Trümmerstätten: eine Steinwüste, aus der riesige Marmorbrocken in die Luft wachsen, zerschlagene Gebeine einer Wunderwelt, über die man am liebsten wieder die grüne schützende Decke gebreitet sähe. Man kann hier ohne Führer lange umherirren, ehe man eine Anschauung gewinnt. Der Kyrios hat sich in den Baedeker vertieft, dessen Plan von Olympia tückischerweise zerrissen ist. Mich sucht unser freundlicher argentinischer Fahrtgenosse, der sich mittlerweile auch in Olympia eingefunden hat, aus seinem vortrefflichen französischen Reisehandbuch zu belehren. Allein er ist Archäologe, schwärmt für vormykenische Mauern, deren er bereits eine entdeckt und photographiert hat, und auf das eigentliche Hellenentum hält er nicht viel, daher wir uns nicht verstehen können. Auch die Aegypter sind da und eilen mit verblüffender Schnelligkeit von einem Trümmerhaufen zum andern. Blauäugige Herrin Athene, hast du mich heute ganz verlassen? — Die Göttin spricht nur durch inneres Licht zu uns. Sie gibt mir ein, mich am Fuss des waldigen Kronion auf der langen gemau-

erten Terrasse aufzustellen, und jetzt werde ich mit einem Male sehend. Auf dieser Terrasse, der lange Stufenreihen vorgelagert sind, standen einst die berühmten Schatzhäuser der griechischen Staaten, die die kostbarsten und witterungsempfindlichsten der heiligen Kleinodien bargen. Nichts als die Unterbauten sind von ihnen erhalten, ihre Mauer- und Säulenreste liegen am Boden verstreut. Aber für einen kurzen Augenblick baut sie die Göttin aus luftigerem Stoffe wieder auf. Das Halbrund zur Rechten, das sich westlich an die Schatzhäuser schliesst, ist die sogenannte *Exedra* des Herodes Attikos. Bist du auch wieder da, lauter Wohltäter? Es war ein prunkvoller Quellpalast, der Abschluss einer langen Wasserleitung, womit jener Krösus der griechischen Spätzeit das wasserarme Olympia beschenkte. So hat er doch hier wenigstens etwas Gemeinnütziges gestiftet. Dass er dabei sich und die Seinigen nicht vergass, beweist der hier gefundene Skulpturenschmuck, der in dem kleinen Museum jenseits des Kladeos geborgen ist — Bildnisstatuen der römischen Kaiser und seiner eigenen Angehörigen.

Wo der Kronion seinen Fuss in die *Altis* hineinschiebt, da liegt der altertümliche Heratempel auf niedrigem Unterbau mit dicken gedrungenen Säulenstümpfen. Ihn findet man auf den ersten Blick, denn zwei der dorischen Säulen sind mit ihrem Gebälke zur ganzen Höhe wieder aufgerichtet, und zwei stehende Säulen nebst dem wohlerhaltenen unteren Teil der Cellawand genügen völlig, dass der Tempel für das Auge da sei. Die Pinien vom Kronion sind zu diesem ehrwürdigsten Heiligtum herabgestiegen und hüllen es in

Der Heretempel in Olympia

durchsichtige Schatten und balsamischen Wohlgeruch. Das Heräon ist uralt, es stammt aus der Zeit, wo die dorische Säule noch aus Holz geschnitzt wurde, denn noch im zweiten Jahrhundert nach Christus sah man hier eine übrige hölzerne Säule, nachdem die anderen längst durch steinerne ersetzt waren. In der Cella wurde der berühmte Hermes mit dem Dionysosknaben von Praxiteles gefunden, der für das Juwel der olympischen Sammlung angesehen wird. Man kann darüber auch anderer Meinung sein. Zwar eine solche Behandlung des Marmors gibt es vielleicht in der ganzen griechischen Kunst nicht wieder. Aber die weichliche Anmut und träumerische Süsse der Gestalt sind der erste Schritt zu dem, was noch unsere Klassiker für das Wesen des Griechentums hielten, und was in Wahrheit nur sein beginnendes Altern war, als der griechische Genius die strengen Fesseln der tragischen Notwendigkeit abstreifte, um *an der Freude leichtem Gängelband* einherzugehen.

Der flache, blumenbewachsene Schutthügel südlich vom Heräon trug einst das Grabmal und den heiligen Hain des Pelops, dem die Griechen in Olympia die höchsten Heroenehren erwiesen, weil an seinen Wagensieg sich die Stiftung der Olympischen Spiele knüpfte. Und ganz im Westen an der Altismauer der kleine säulenumschlossene Rundbau über den Marmorstufen, wie nennt sich der? Das Philippeion, der Dank des Mazedoniers für Chäronea! Für Chäronea, wo die letzten freien Griechen von Griechenhand erschlagen wurden mit der rasenden Wut, deren Spuren man noch jetzt an den durchbohrten Hirnschalen und zerschmet-

terten Kinnladen der Gefallenen erkennt! Nie werde ich diese Totenschädel im athenischen Museum vergessen, die noch den Ausdruck der grässlichsten Verzweiflung zu tragen scheinen. Und auch dieses Weihgeschenk nahm der grosse Olympier gelassen an! Ihr unbegreiflichen Götter, die ihr es zuliesst, dass euer geliebtestes Volk sich im Wechselmord ausrottete, hattet ihr denn keine Macht oder keinen Willen, es zu hindern? Ich war in Delphi und habe den pythischen Gott gefragt, er wollte mir keine Antwort geben, sag' es mir du, blauäugige Weisheit. Auf den Trümmern von Delphi und Olympia kann man die Gottheit nichts anderes fragen.

Auch Pallas schweigt, nur ihre blauen Augen blicken fürchterlich; *schrecklich blicket ein Gott da, wo Sterbliche weinen.*

Sie geht mir nach der Mitte des Trümmerfelds voran, wo auf hocherhabenem Unterbau der gewaltigste Tempel gethront hat. Eine steile Rampe führt von Osten hinauf, die Vorhalle ist noch zum Teil mit prachtvollem buntem Marmor, der Eingang mit einem reizenden Kieselmosaik gepflastert. Nicht eine Säule steht; zur Rechten und zur Linken des Tempels liegen sie in ihrer ganzen Länge hingestreckt, wie das Erdbeben sie geworfen hat, Trommel an Trommel auseinandergebrochen und die ungeheuren dorischen Kapitelle vornübergerollt wie abgeschlagene Riesenhäupter. Ich brauche nicht zu fragen, wem dieser Tempel gehört hat, seine herrschende Höhe und Grösse sagt es mir: ich bin im Hause des olympischen Zeus.

Zwei wundervolle Giebelfelder, die jetzt im Museum

von Olympia stehen, haben einst sein Dach geschmückt. Man mag sie noch so gut aus Güssen und Abbildungen kennen, man weiss doch nichts von ihnen, bis man sie auf dem Boden sieht, für den sie geschaffen wurden. Es sind Werke einer noch nicht völlig ausgewachsenen Kunst, aber in ihrem herben Adel und durch den Bezug auf eine lebendige Gegenwart so unmittelbar ergreifend wie wenig andere.

Bekanntlich ging von Olympia die schicksalsvolle Wettfahrt des Pelops mit dem König Oenomaos von Elis aus, durch die dem Fremdling, dem Tantaliden, mit der Hand der schönen Königstochter auch ihr väterliches Reich zufiel, und von ihm erhielt der Peloponnes den Namen. Der Gegenstand war es also wert, am östlichen, dem Eingangsgiebel des Zeustempels dargestellt zu werden. Zwischen den zwei Kämpen, deren Rosse man eben anschirrt, steht der Götterkönig in so überwältigender Grösse, dass er nicht als persönlich anwesend, sondern nur als waltende Macht erscheint. Zur Rechten des Pelops, den sein reicher Goldschmuck als Asiaten kennzeichnet — die vielen Bohrlöcher im Stein zeigen noch die Stellen, wo das Metall befestigt war — steht Hippodameia in ihrer tragischen Schönheit, um die schon dreizehn Freier geblutet haben, denn nur mit Einsatz des Lebens durfte um sie geworben werden. Diesmal wartet sie ruhig, die Arme auf die Brust gelegt, den Ausgang ab, den sie schon kennt. Den Platz neben Oenomaos nimmt etwas allzu symmetrisch seine Gattin Sterope, eine der Plejaden, ein, an Schönheit der Tochter ähnlich. Dann kommen die Gespanne und ihre Lenker, von denen der

kniende Myrtilos eine Prachtgestalt ist. Endlich an den Giebelenden die beiden Flussgötter von Olympia. Genau so wie sie in der Natur den heiligen Bezirk umfasst halten, so lagern sie hier oben im Stein, ein jeder der Seite entsprechend, wo sein Bette liegt. Wie herrlich ist das Wesen beider ausgedrückt: der Alpheios in jugendlicher Mannesschönheit majestätisch hingestreckt, mit dem Kopf auf gestütztem Arme ruhend, spricht mit der geliebten Nymphe Arethusa, der Kladeos am andern Ende, ein Bürschlein so recht in den Flegeljahren, reckt sich bäuchlings heran und sieht mit spitzbübischer Neugier dem spitzbübischen Streiche zu, der sich da vorbereitet. Er weiss, und dieses Wissen spiegelt sich köstlich in seinen Mienen, dass sie sich alle gegenseitig belisten. Oenomaos wird dem Pelops die Tochter mit auf den Wagen geben, damit ihn, wie alle seine Vorgänger, die Nähe der Schönheit verwirre und für die tödliche Lanze reif mache. Pelops aber hat den Myrtilos, des Königs Wagenlenker, gewonnen, dass er seine eisernen Radpflöcke heimlich durch wächserne ersetze und den Wagen zu Fall bringe. Dafür hat er dem von Leidenschaft betörten Myrtilos versprochen, was kein Mann versprechen kann, eine Nacht in den Armen der herrlichen Braut, und da er dieses Versprechen nicht halten will, wird er dich häuptlings ins Meer stürzen, törichter Myrtilos, das von dir den Namen des myrtoischen erhalten wird, wenn das ein Trost ist, armer Narr, denkt lächelnd der Kladeos. Und dieser erste Frevel wird Fluch auf Fluch im Hause des Pelops gebären, auf Atreus und Thyestes werden Agamemnon und Aegisthos folgen, und

Der Flussgott Kladeos vom Ostgiebel des Zeustempels in Olympia

in der Burg von Mykene werden dereinst um die racheatmende Elektra her die Dienerinnen wegklagen: *O unglückseliger Rossewettlauf des Pelops!* — Das alles denkt der Kladeos, und es macht ihm Spass, denn Stromgötter haben kein Herz für die Menschen.

Am Westgiebel sah man den Kampf der Kentauren und Lapithen, eine wildbewegte Gruppe, die freilich im einzelnen zum Teil kindisch formlos ist, wie z. B. das von dem Kentauren umschlungene Weib, das gar keinen Körper hat und den Angreifer statt des Beines ein Stück der Gewandung fassen lässt. Aber im ganzen welch ein hinreissendes Leben! In der Mitte des Getümmels steht riesengross ein Apollon von unerhörter Schönheit, die erhabene Verkörperung des ruhigen Zorns. Mit solcher Gebärde muss er auf der Mauer Trojas gestanden haben, der furchtbar lächelnde Jünglingsgott, als Patroklos in der Wehr des Peliden anstürmte, so traf er ihn unsichtbar mit der ausgestreckten Hand in den Rücken. Wie genau sie doch einen jeden ihrer Götter kannten, diese wunderbaren Griechenkünstler. Den Apollon des Alkamenes wird niemand vergessen, der ihn in Olympia gesehen hat.

Die Cellawand trug auf Vorder- und Rückseite zwei Friese mit den Taten des Herakles, herrlich strenge Reliefs, die sich jetzt gleichfalls im Museum befinden. Ganz unwiderstehlich liebenswürdig ist die Gruppe, wie der Heros seiner göttlichen Freundin Athene die erlegten stymphalischen Vögel überbringt. Denn auch Herakles wurde in Olympia verehrt als Ordner und Neubegründer der Spiele, deren Satzungen er regelte, und er war es auch, der den wilden Oelbaum nahe der

Rückseite des Zeustempels pflanzte, aus dessen Laub die Kränze der Sieger gewunden wurden.

An einem Haufen schwarzer Kalksteine, die einst der Statue als Basis dienten, erkennt man tief im Innern des Tempels die Stelle, wo der riesige goldelfenbeinerne Zeus des Phidias gethront hat, für den der Gott selber dem Künstler sein Wohlgefallen durch einen Blitzstrahl aussprach. Wer ihn sehen könnte hinter dem schweren assyrischen Purpurvorhang in seiner milden Majestät, mit dem goldenen Oelkranz um die Stirn und der geflügelten Nike auf der Rechten, die Lehne des Thrones von Siegesgöttinnen und Chariten umtanzt! Von dem grössten Bildwerk des Altertums, einem der Sieben Weltwunder, ist keine Spur auf uns gekommen; es stand noch 393 n. C. an seiner Stelle, als die olympischen Spiele, die schon verkommen waren, zum letztenmal stattfanden. Dann wurde es nach Byzanz verschleppt und ging dort bei einem Palastbrand zugrunde. War es so überwältigend schön, wie die begeisterten Augenzeugen versichern? Die winzigen Nachbildungen auf altelischen Kupfermünzen geben keine lebendige Vorstellung. Auch von dem Wald von Weihgeschenken, den Porträtstatuen der Olympiasieger und anderen Marmorbildern, die, schön von Platanen und Zypressen beschattet, den Tempel umstanden, ist fast nichts gerettet ausser der wundervollen Nike des Päonios, deren reissendes und doch so leichtes Niederschweben im Beschauer das entzückte Gefühl eigenen Fliegens erweckt.

Alle diese Gaben waren Siegesmale, durch Schweiss oder Blut erstritten. Das ganze Dasein der Griechen

war ja auf Wettstreit gestellt: Wettstreit im Stadion, Wettstreit auf der Rednerbühne, Wettstreit im Theater, denn selbst der Kranz des Dichters konnte nicht ohne die Niederlage der Mitstrebenden errungen werden. Kein Volk hat einem so köstlichen Trunk so herben Wermut beigemischt, keins hat sich das Leben so schwer gemacht wie die Griechen. Und so war Olympia, wo der Wettstreit am heissesten brannte, der glühendste Brennpunkt des griechischen Lebens. Die wütende Ruhmgier, die sonst die Stämme zum Wechselmord getrieben hat, hier tobte sie sich zum Gewinn der Gesamtheit aus. Einmal alle vier Jahre am ersten Vollmond nach der Sommersonnenwende waren die Hellenen ein einiges Volk. Gottesfriede durch ganz Griechenland. Die Waffen ruhen. Von Elis her tost es in unübersehlichem Zug nach dem Festtor der Altismauer: die Gesandtschaften mit den Weihgeschenken, die Priester mit den Opfertieren, die Athleten, die Kampfrichter, die Menge der Zuschauer. Der Messenier geht versöhnt neben dem Spartaner, Attika reicht dem Peloponnes die Hand. Von allen Küsten und Inseln des Mittelmeers haben die griechischen Pflanzstädte ihre Söhne, reines Griechenblut, nach Olympia in die grosse Heldenschule geschickt, wo das Volk sich durch ein Jahrtausend jedesmal neue Jugend und Begeisterung holte. Olympia erzog ja den sittlichen Menschen ebensogut wie den physischen, denn Mut und Geistesgegenwart, Schnelligkeit und Ausdauer sind nicht allein körperliche Eigenschaften. Olympia lehrte die Griechen, niemals mit sich selbst zu sparen, bei jeder Anspannung das Aeusserste zu tun. Ein jeder

wollte der erste sein und trieb damit die Kräfte des Ganzen höher. Auch in dem Feuerträger von Platää, der an einem Tage nach Delphi hin- und zurückrannte, um mit reiner Glut vom Altar des Gottes die durch den Feind entweihten heimischen Herde wieder zu entzünden, und der, sobald er den heiligen Funken überreicht hatte, tot zur Erde sank, wirkte der Geist von Olympia. Nicht umsonst hiessen die Kampfrichter bei den olympischen Spielen Griechenrichter, „Hellanodiken", denn sie wogen das Herz des Griechenvolks. Und der Preis, für den hier jeder Nerv zum Zerreissen gespannt wurde? Nichts als ein schlichter Zweig vom wilden Oelbaum des Herakles, des ersten aller Griechenrichter, der seinem Volk zuerst die grosse Lehre von der Ueberwindung durch Selbstzucht gegeben hat. Dafür stand der Sieger wie ein Halbgott unter seinen Zeitgenossen, und mit seinem Namen nannte sich die Olympiade.

Erst auf dem Boden von Olympia versteht man das Wesen der Griechen ganz. Wettstreit bildete sie, Wettstreit zerriss sie, und ewig währt die Trauer um sie — das ist die stumme Antwort der Göttin auf meine Frage.

Und nun zum Stadion, damit ich die Stelle sehe, wo das Herz von Hellas am höchsten schlug. Ganz im Nordost der Altis, zwischen dem Kronion und der langen „Echohalle" geht ein schmaler überwölbter Gang nach dem Stadion. Vor dem Eingang stehen in langer Reihe die Basen der sogenannten *Zanes*, eherner Zeusbilder, zu deren Errichtung diejenigen verurteilt wurden, die sich gegen die Kampfregeln vergingen, den Gegner bestachen oder sich gar vor dem Tag der Entschei-

Kopf der Kolossalstatue des Apollon vom Westgiebel des Zeustempels in Olympia

dung aus dem Staube machten. Man sieht, an Unwürdigen hat es nicht gefehlt, doch war in all den Jahrhunderten nur einer darunter, der wegen Feigheit bestraft wurde.

Seltsam war es, dass man die verheirateten Frauen bei Todesstrafe vom Zuschauen ausschloss, die Mädchen aber zuliess. Fürchteten die Griechen beim Anblick der schönen Jünglingsleiber für die eheliche Treue? Doch kam das grimme Gesetz niemals in Anwendung, denn nur einmal übertrat eine Frau verkleidet das Verbot, um ihren Sohn als Sieger zu sehen. Sie wurde ertappt, aber die Griechen verziehen der glühenden Mutterliebe; Römer hätten sie hingerichtet und ihr dann ein Denkmal gesetzt.

Der schmale überwölbte Gang, durch den die Kämpfer mit den Kampfrichtern das Stadion betraten, führt auf einen engen, vertieften Wiesengrund mit wenigen Mauerresten. Grüne Erdwälle von allen Seiten. Steigt man hinauf, so sieht man nichts als leicht geneigtes Wiesenland, Aecker mit Ruinen und weit dahinter das schlängelnde Silberband des Alpheios. Wo sind die Stufenreihen, die einst vom Jubelgeschrei und Händeklatschen aller Griechenstämme widerhallten, als der Sieger von Salamis auf seinem Platze erschien? Das Licht, das mich bis hierher führte, hat mich plötzlich verlassen, und ich suche vergeblich die Felder auf und ab, bis sich die Reisegenossen wieder zusammenfinden, und nun entdecken wir erst, dass von dem Stadion nur Anfang und Ende freigelegt sind. Die ganze Strecke der Bahn steckt noch im Boden. Noch weiter südlich dem Alpheios zu lag der Hip-

podrom, wo Alkibiades mit seinen Luxusgespannen den doppelten Oelzweig gewann; den hat zusamt dem ehernen Standbild der Hippodameia, die mit der Binde in der Hand den Sieger erwartet, der Alpheios weggerissen. — Am Stadion haben die Grabungen haltgemacht, weil die Mittel ausgingen. Wird sich niemand finden, der sie weiterführt? Und wenn man schon ins Wünschen gerät, so sei noch eins hinzugewünscht: dass ebenso wie am Heräon eine grossmütige Seele auch dem olympischen Zeus ein paar Säulen wieder aufrichte — die ganze Altis würde auf einmal lebendig werden, die heute einem zerrütteten Friedhof gleicht.

Ob wohl die antiken Festgäste so gut versorgt waren wie wir in unserem Gasthof auf dem stillen einsamen Hügel? Ich glaube schwerlich. Die Vornehmen brachten ihre Zelte mit, die Aermeren werden sich unter freiem Himmel oder in zerstreuten Gehöften bei Schmutz und Ungeziefer beholfen haben. Wir aber können behaglich unter sauberem Obdach dem Rauschen des niedergehenden Regens zuhören, der sich mit dem Blöken der eingepferchten Schafherde mischt. Das schönste aber ist, am andern Morgen die nun schon bekannte heilige Stätte mühelos noch einmal zu durchstreifen und unbeschwert von den tausendjährigen Erinnerungen zwischen dem Trümmersturz Blumen zu pflücken — *luludja*, wie die neue Sprache sie lieblich stammelnd nennt, — oder gelegentlich bei einem Inschriftsteine stehenzubleiben. Einen fanden wir, der war der *Agathae Tychae* (dem guten Glück) geweiht; wir nahmen ihn zur freundlichen Vorbedeutung. Hätte der Regen nicht aufs neue eingesetzt,

so wären wir auch noch über die Hügel an das „Grab der Freier" gepilgert, wo der schlimme Oenomaos alle Dreizehn nebeneinander verscharrt hat.

Soll ich jetzt noch erzählen, welch tückischen Streich mir der böse Junge, der Kladeos, spielte, als ich ihn bat, mich zum Alpheios zu führen? Wie er mich mit dem Zauberklang seiner Flöte die Wiese entlang lockte und jedesmal sein unübersteigliches Bett dazwischenschob, wenn ich glaubte, den andern erreicht zu haben? Oder von der tränenweichen dunklen Nacht an seinem Ufer, wo der Himmel leise tropfte, und durch die tausendfachen Insektenstimmen hindurch der Ruf des Käuzchens von den Ruinen her erscholl, und die melodische, immer gleiche Klage des „Kiuh" in ihrer rhythmischen unausbleiblichen Wiederkehr melancholisch den Schritt der Zeit begleitete? Oder gar von jener tauigen Morgenfrühe, wo wir quer durch feuchte Haine und Wiesen doch noch das Alpheiosufer fanden, aber fast den Rückweg verloren hätten, und wie der *Lustros* (Stiefelputzer) des Hotels uns entsetzt mit dem Schabemesser entgegenkam, um die schwere Ackerscholle von unseren Sohlen zu kratzen, bevor der Bahnzug uns aufnahm und nach Arkadien entführte?

Die Nike des Päonios zu Olympia

EIN ARKADISCHER FRÜHLINGSTAG

ACHAJA, Elis, Messenien! Als ich einst in der alten Geographie diese Landschaften auswendig lernte, da meinte ich, sie seien längst in ein anderes Gestirn entrückt und nur noch in Dichterträumen vorhanden. Nun bin ich *mitten in Pelops Land*, sehe sie alle mit meines Leibes Augen, sehe ihre Heiligtümer, die aus dem Schoss der Erde ans Tageslicht zurückgekehrt sind, sehe ihre Flüsse und Berge, die die alten Namen wieder führen. Und die Orte sind mit den Namen so innig eins, sind schon so sichtbar darin enthalten, dass ihr Anblick gar nicht überrascht; die Natur hat vor der Vorstellung nur die grössere Deutlichkeit voraus.

Von Olympia nach Arkadien reisend, hat man mit dem Morgenzug in Pyrgos eine Stunde Aufenthalt. Das bucklige Städtchen mit den steilen Gassen und der durchgehenden Hauptstrasse, wo alle Geschäfte im Freien besorgt werden, mutet italienisch an. Reihen junger Männer sitzen und sonnen sich in unbefangenem Nichtstun an der Strasse, bettelnde Krüp-

pel hocken an der Erde. Von einer Anhöhe hat man einen hübschen Blick auf den Hafenort Katákolo mit einem Streifen Meer. Aber der Anblick der fremden Gäste ist für die Schuljugend von Pyrgos, die eben eine Freistunde hat, ein aufregendes Erlebnis, und als der Kyrios sie gar über ihre Schulfächer zu verhören beginnt, wird ihre Freude so stürmisch, dass uns nichts übrig bleibt, als uns eiligst nach dem Bahnhof zurückzuziehen, wenn wir nicht im Triumph durch Pyrgos getragen werden wollen, und wir sind froh, um die Mittagsstunde wieder in der Eisenbahn zu sitzen.

Diese schmalspurigen peloponnesischen Bähnchen mit ihren winzigen Wagen stehen noch im Jugendalter des Verkehrs. Ein Zeitungsmann reist mit, der einen ungeheuren Ballen Papier unterm Arme trägt und auf jedem Bahnhof das Lesefutter an die gierig wartende Bevölkerung verteilt. Denn die Griechen, nicht nur in Athen, sondern auch auf dem Lande, sind gewaltige Zeitungsleser, und wir können noch im Weiterfahren sehen, wie die *Hestia* und der *Emprós* (Vorwärts) im Nu verschlungen werden.

Wir folgen durch flache Wiesen dem Lauf des Alpheios bis zu seiner Mündung, gleiten an dem sumpfigen Agulenitzasee entlang und begrüssen hoch oben am Berg die Ruinen von Samikón. Eine schöne junge Frau vom feinsten Anstand ist unterwegs eingestiegen und ein paar Stationen schweigend mitgefahren. Plötzlich neigt sie sich zu mir und reicht mir mit einem ernsten Lächeln, das ihr reizend steht, die herrlichen gelben Rosen, die sie auf der Brust getragen hat. Das antike Gastgeschenk lebt noch in dieser Sitte des Blu-

Herakles, der Athene die erlegten stymphalischen Vögel überbringend. Metope vom Zeustempel in Olympia

menschenkens fort. Ist doch das einzige, dessen der Fremde auf den bequemen Verkehrswegen heute noch bedarf, ein holdes Lächeln und ein symbolisches Liebesangebinde.

Jetzt sind wir in der pylischen Ebene, wo das elische Pylos lag, nicht mit dem messenischen Pylos oder Navarin zu verwechseln, das wir bei der Umschiffung des Peloponnes vom Meere aus gesehen haben. Ist vielleicht hier der Ort, wo Telamachos von Athene geleitet ans Land stieg, um den Beherrscher der *sandigen Pylos* aufzusuchen? Ein Zugsaufenthalt, der recht dauerhaft zu werden verspricht, scheint mir zu einem kleinen Gang nach der Meerseite, wo mir ein rötlicher Sand entgegenschimmert, nicht ungeeignet. Aber kaum habe ich ein paar Schritte gemacht, so besinnt sich der Zug auf seine eigentliche Absicht, und ich werde schleunigst zurückgerufen und wieder verfrachtet.

Jetzt landeinwärts am weit ausgebauchten Flüsschen Kyparissía hin, das bei seiner Mündung dem Golf den Namen gibt, und durch die messenischen Segensfluren. Die Bahn steigt durch Tunnels aufwärts und läuft dann an einem steinigen Hochrand entlang, mit dem köstlichsten Blick auf den hesperischen Garten, der sich die Ebene von Messenien nennt. Eine wundervolle saphirblaue Kette der kühnsten Berge fasst sie ein, deren Formenstrenge durch die feine Luft eine fast überirdische Leichtigkeit erhält. Dichte Oliven-, Orangen- und Feigenhaine, zwischen denen vereinzelte Zypressen dunkeln, reichdurchrieselte Getreidefluren, kleine hellschimmernde Siedelungen mit Kind und Lamm, milde Luft und windgeschützte Lage, Fülle ohne

wuchernde Ueberfülle, — so wie diese messenische Ebene stellt man sich den Schauplatz des Goldenen Zeitalters vor, wo die Menschen Hirten waren und die Götter zu ihnen niederstiegen. All dieser Segen gereichte Messenien nicht zum Heil. Durch die Natur das glücklichste griechische Land, wurde es in der Geschichte das unglücklichste. Wie versteht man die begehrlichen Blicke, die der schlimme Nachbar jenseits des Taygetos von den wilden Schneegipfeln herab auf dieses Wunschland warf. Der steile Bergkegel, dessen wunderkühnes Profil vor allen andern auffällt, muss der Ithome sein, der den Spartanern so heldenhaften Widerstand leistete. Auch so ein Frühgeliebter, Nochniegesehener! Weisst du noch, Seele, wie du in Kinderschuhen den Eisenköpfen des ersten und zweiten messenischen Krieges hochtragische Musenopfer brachtest und um ihretwillen den Spartanern Arges sannst? Bis jemand dir erzählte, dass von Athen ein einziger Mann mit Namen Tyrtäos den Spartanern zu Hilfe gesandt worden sein, um mit seinen Kriegsgesängen die messenischen Reihen zu brechen. Ein Dichter ganz allein als Lenker der Schlachten! Da spaltete sich dein Gefühl, und du begannst zu denken, dass die Spartaner vielleicht doch nicht ganz bloss Spartaner gewesen sind. Aber beim Anblick des leibhaftigen Ithome regt sich die erste Liebe wieder. Dort war es, wo Aristodemos seine Tochter für die gute Sache schlachtete und wo der unbezwingliche Aristomenes das grosse Dankopfer brachte, nachdem er sich am Schwanz des Fuchses aus der Todesschlucht gerettet hatte. Irrt noch ein letzter Hauch von diesen Heldenseelen durch die Lüfte? Rinnt

ein letzter Tropfen dieses Heldenbluts, wenn auch noch so verdünnt, in den Adern der heutigen Bewohner? Der einzige Messenier, der mit uns im Wagen sitzt, ist gewiss nicht vom Stamm des Aristomenes, er hält die schweren Augendeckel gesenkt und zupft träge an einer Schnur roter Perlen. Aber das Land ist noch dasselbe, das Meer, das ab und zu aufblitzt und verschwindet, die hängenden Asphodeloswiesen, die Bächlein, die rasch in die schimmernde Ebene hinabwollen. Und wie da unten am Ufer des tiefeingerissenen Wildstroms heute die Frauen an dem schönen Wasserbecken zwischen den Zypressen waschen, so haben sie es gewiss schon vor Jahrtausenden getan.

Jetzt haben wir das weite Bett des Xerillas überschritten, der den Hauptstrom des Alpheios bildet, und sind schon in Arkadien. Wieder eine Landschaft, die mit ihrer Frische und ihrer schlichten Herzlichkeit in Deutschland liegen könnte. Grosse, eben ergrünte Eichenwälder empfangen uns mit allem Reiz des ersten Frühlings. Der Boden ist dicht mit Asphodelos bedeckt, der hier oben Ende April noch blüht. Es ist auf einmal kalt geworden, denn wir sind um fast sechshundert Meter gestiegen und steigen noch immer höher in der saftgrünen Landschaft, die gar nichts Südliches hat, sondern uns wie ein heimisches Frühlingsidyll anmutet, bis wir in der Dämmerung Tripolis (früher Tripólitza) erreichen.

Noch zirkt zu wonnevollem Bleiben
Arkadien in Spartas Nachbarschaft.

Hätte nur dieser Vers mich nicht so hartnäckig auf

der ganzen Fahrt begleitet, so wäre ich vielleicht über den Schmutz von Tripolis, der einzigen Stadt Arkadiens, weniger erschrocken. Zu wonnevollem Bleiben ist sie nicht eingerichtet. Der erste Gasthof, wo wir absteigen, heisst Hotel Evropi, allein die Gäste sind dort das einzige Europäische. Mit dem Nachtlichtchen im Oelglas als ganzer Zimmerbeleuchtung und mit einer Tür, die weder Riegel noch Schlüssel besitzt, kann man sich abfinden. Aber was an Kämmen, Seifen und Haarbürsten zur Bequemlichkeit der Reisenden auf den Waschtischen aufgelegt ist, erregt Schaudern. Ich muss das Zeug vorsichtig mit einem Papier anfassen und mit abgewandtem Gesicht in die äusserste Zimmerecke auf den Boden legen, denn mit dem Befehl, es hinauszutragen, mag ich den Aufwärter, der so aufmerksam für mich gesorgt hat, nicht kränken. — Der *pilaffi* mit gehacktem Hammelfleisch, den sie uns unten im Speisesaal auftragen, hat alle Würzgärtlein des Ostens verschlungen und ist vor lauter Wohlgeschmack ungeniessbar; an das *jaurti*, das griechische Joghurt, muss man gewöhnt sein, und die Form, in der es uns hier gereicht wird, ist nicht angetan, ihm Verehrer zu gewinnen. Aber der sonnengoldene harzlose Wein ist köstlich wie auf dem ganzen Peloponnes.

Versprengte Orientalisten mit dem Abzeichen der Athene auf der Brust, sitzen im Saale. Von einem Nebentisch aber, um den sich griechische Gesellschaft, meist Offiziere mit ihren Damen, versammelt hat, begegnen uns bekannte Augen, und ein junger Mann in Zivil erhebt sich, um uns zu begrüssen. Es ist ein Ad-

vokat aus Nauplia, mit dem wir auf dem „Baron Beck" Bekanntschaft gemacht haben und der gerne die Gelegenheit benützt, sein in Berlin erlerntes Deutsch in Fluss zu halten. Wir feiern heute nicht unser erstes Wiederfinden auf dem Peloponnes. Schon als wir in Nauplia abstiegen und wie hier im Speisesaal zu ebener Erde beim Abendbrot sassen, hatte sich von aussen sein lächelndes Gesicht an die Scheiben gedrückt, und wir hatten dann lange mit ihm von der Schönheit seiner Heimat geredet. In seiner Vaterstadt war die Begegnung nicht so merkwürdig, gewiss geht er dort jeden Abend aus Mangel an anderer Unterhaltung auf dem Strandweg spazieren und späht durch die Fenster, wer etwa von Fremden angekommen sei. Aber in dem weltentlegenen arkadischen Hochland wundern wir uns beiderseitig. Er kommt aus Sparta, wo er Verwandte besucht hat, und schildert uns diese Stadt und ihre Gärten zu Füssen des starren Taygetos als ein Paradies. Könnten wir unseren Reiseplan noch ändern, so würden wir gewiss zwei Tage für Sparta zugeben; freilich noch etwas mehr Gasthofschmutz müssten wir in dem für schmutzige Gasthöfe berüchtigten Neu-Sparta in den Kauf nehmen.

Tripolis ist, wie der Name besagt, auf einem Boden erbaut, wo das Gebiet dreier Städte, Mantinea, Pallantia und Tegea, zusammenstiess. Das Städtchen ist neu und hat an sich keine Reize; das ältere Tripolitza wurde in den Befreiungskriegen des vorigen Jahrhunderts von den Türken zerstört. Aber südöstlich von Tripolis liegt, was von dem alten Tegea ausgegraben ist: die Reste des Athenetempels

von Skopas, denen unsere Fahrt nach Arkadien galt. Das wellige Flachland ist schön bewässert und von einer anmutigen Bergkette eingefasst, die mich an den toskanischen Apennin erinnert. Sie trägt kein Baumgut, nur Aecker und Rossweiden, auch wird sie mit Rossen gepflügt. Was ich aus der Ferne für Türme hielt, entpuppt sich beim Näherkommen als abgetakelte Windmühlen, um die Raben flattern. Die gut gehaltene Strasse liegt einsam, selten begegnet man einem Eselreiter oder einer bemalten Susta, noch viel seltener einem Fussgänger. Die Tracht der Männer ist dieselbe wie in der Argolis und gewiss uralt. In Griechenland liegen ja keine übereinandergehäuften Kulturschichten zwischen dem Altertum und heute, auf Schritt und Tritt blickt uns das alte Hellas an. Einer trug ein Kleid aus blauem Leinen von ähnlichem Schnitt wie der kurze Chiton, den man auf antiken Abbildungen findet: anliegender Kollerleib, der durch den Gürtel mit einem kurzen Röckchen verbunden ist, wie es bei uns die Kinder tragen, dazu weisse enge Gamaschen bis zum Knie herauf. Ein fest um den Kopf geschlungenes und hinten geknotetes Tuch diente statt der Mütze.

Plötzlich wurde unser bisher ganz schweigsamer Kutscher von einem Begeisterungstaumel ergriffen, und teilte uns durch Jubelgesang und Kreisbewegungen der Peitsche mit, dass diese ganze weite Ebene einst das hochberühmte Tegea gewesen! Noch grösser wäre sein Stolz, wüsste er, was wir wissen: dass der Höhenzug vor uns das alte Parthenion ist, wo dem athenischen Herold Philippides, der vergeblich zu den Spartanern um Hilfe gegen die heranziehenden Perser gesandt

war, auf dem Rückweg der Gott Pan in eigener Person erschien und ihm den tröstlichen Auftrag gab, den Athenern zu sagen, er selber werde auf dem marathonischen Feld an ihrer Seite kämpfen.

In dem Dorfe Pialí, das mit seinen grossen wohlgebauten Steinhäusern einen ganz stadtähnlichen Eindruck macht, liegt der Tempel der Athena Alea, einst der prächtigste und grösste auf dem ganzen Peloponnes, noch prächtiger und grösser als der Zeustempel von Olympia; aber nichts ist von ihm übrig als der Unterbau nebst einigen Säulentrümmern. Auch hat man die wertvolleren plastischen Funde — Giebelstücke mit der kalydonischen Eberjagd von der Hand des Skopas — nach Athen gebracht. In dem kleinen Museum von Pialí aber, wo ein schöner weiblicher Marmorkopf mit dem bekannten Aphroditentypus als Hygiea gezeigt wird, entdecken wir ein unbekanntes Juwel, das in keinem Reisehandbuch verzeichnet und nirgends abgebildet ist, eine kleine streng archaische Persephone aus Bronze, ein Weihgeschenk aus dem verschwundenen Demetertempel. Mit der einen Hand hält sie eine Fackel empor, mit der andern fasst sie die prachtvollen Falten ihres Gewandes zusammen. Sie ist weder Rundfigur noch Relief, sondern als Silhouette gegossen und mit den Füssen auf einer Platte befestigt, um stehen zu können; ihre Höhe kann kaum über eine Elle sein. Tritt man aber zurück, so erscheint sie völlig rund, und der strenge Adel ihrer grossartigen Umrisse hebt jeden wirklichen Grössenmassstab auf. Auch in Athen sieht man solche archaischen Bronzesilhouetten,

aber diese übertrifft an herbem Reiz alle anderen und sie ist allein schon einen Ausflug nach Tegea wert.

Dann fahren wir zu dem kleinen zypressenbeschatteten Kirchlein *Paläa Episkopí*, das in die Reste des Theaters eingebaut, inmitten der Felder in feierlicher Einsamkeit daliegt. Seine Entfernung vom Athenetempel deutet allerdings auf eine ansehnliche Ausdehnung des Stadtgebiets. Die Wahrheit zu sagen, habe ich von dem Theater nichts wahrgenommen, aber in dem Garten nebenan sahen wir eine schöne antike Brunnenanlage mit jonischer Säulenstellung und andern edlen Bauresten reizend von Grün umwachsen. Ein blonder Gärtner überreichte mir mit ein paar deutschen Worten einen Blumenstrauss und entfernte sich dann eiligst, weil sein Wörtervorrat erschöpft war. Auf meine Frage, ob das wirklich ein Deutscher sei, antwortete mir der Kutscher, es sei vielmehr ein *Avstriakós* (Oesterreicher: eine Unterscheidung, die mich überraschte, weil sie in Italien auch von den Gebildeten nicht gemacht wird), und er lebe schon so lange auf dem Peloponnes, dass er seine Muttersprache bis auf wenige Worte vergessen habe.

Von dort wurden wir noch zu einem frühmykenischen Friedhof geführt, der zu einem Bauerngut gehört und von den Archäologen durchwühlt ist, die einen seiner Insassen als unheimlichen Gipsguss ins Museum überführt haben. Die armen frühmykenischen Gebeine lagen zum Teil recht unehrerbietig mit bleichenden Hammelknochen zusammengeworfen.

Dann ging es in tiefer Mittagseinsamkeit, in der nur ein paar Raben flatterten, an dem hochliegenden Dörf-

lein *Hagios Sostis*, dem einstigen Burghügel von Tegea, vorüber durch die stumme Ebene nach Tripolis zurück und von der Wirtstafel unmittelbar zur Eisenbahn.

Ein enger Bergpass, *Stenó* genannt, dahinter ein weites, vom Parthenion abgeschlossenes Tal. Die wenigen Häuser, die man sieht, zeugen von einem bescheidenen Wohlstand im starken Gegensatz zur nahen Argolis. Von ferne blickt ein blaues majestätisches Gebirge herüber — sei gegrüsst, stolzer Taygetos! — und jetzt ist auch das grüne Arkadien hinter uns versunken.

Aus der öden Felsenwildnis der Argolis taucht noch einmal als leuchtendes Wunderbild der Golf von Nauplia auf; dann noch einen Blick auf Argos und die Burg von Mykene, der ein zweites, ganz ähnliches, aber namenloses Felsennest mit schwachen Spuren der Menschenhand folgt. Nach dem vielen Regen der letzten Tage hat sich das Bild der Ebene verändert. Die Saat steht hoch und wogt im Winde, und die frischgepflügte Ackererde gibt einen kräftig satten Farbenton. Dein alter Durst ist jetzt gestillt, o Ebene von Argos, die nicht mehr stäubt, und deine Bächlein fliessen. Aber die Einsamkeit der Landschaft ist immer gleich ergreifend. Bei stundenlanger Bahnfahrt sahen wir nur einen Menschen, einen Hirten, der bei Nemea seine Herde weidete und gegen den Regen einen weissen Kapuzenrock angetan hatte, in dem er so wollig und vliessig aussah, wie seine Schafe.

Jetzt wird noch einmal der Isthmus durchquert. Korinth liegt heute im Regenschleier — und dann erblicken wir nach zehntägiger Abwesenheit mit einem

Freudenruf den Saronischen Golf. Ein Inselchen von der Gruppe der Pentenisia glänzt als einziger sonnbeschienener Punkt im getrübten Meer. Es wird immer leuchtender und körperloser wie eine Geburt aus Duft und Traum. Ob vielleicht Athene in diesem Augenblick dort rastet und nach ihrer heiligen Stadt hinüberblickt?

Wie wir uns Athen nähern, hüllt sich die ganze Meeresfläche in Purpur mit lichtgrünem Uferrand, und Salamis schimmert rötlich vom Golde des schon untergegangenen Gottes.

Lysikratesdenkmal in Athen

Digitized by Google

BESUCH IN THEBEN

Digitized by Google

„STRAHL des Helios, schönstes Licht!“ Mit wolkenlosem Glanze bist du nach dem gestrigen Gewitter über deiner griechischen Erde aufgegangen, und wir benutzen die Gunst, um noch der siebentorigen Thebe unseren Besuch zu machen. Keine zweite griechische Stadt ist ja so von der Mythe verklärt, und wir würden uns mit unserer eigenen Jugend entzweien, wenn wir Griechenland verliessen, ohne Theben gesehen zu haben.

Mit der Larissabahn geht es in der Morgenfrühe durch die attische Ebene, vom Pentelikon und dem Parnes begleitet. Gleich nach dem reizenden blumenreichen und dichtbewaldeten Tale von Tatóï, dem königlichen Sommersitz, wird die wellige Gegend öde und steinig. Dann zeigt sich zur Rechten ein tiefblauer Streifen, hinter dem ein hohes Schneegebirge aufsteigt: das ist schon der Euripos mit den Bergen von Euböa. Auch nachdem ihn die niedrigeren böotischen Höhen verdeckt haben, bleibt der Sund mit seiner Richtung

und Schmalheit noch an den Gebirgszügen auf seinen beiden Ufern kenntlich. Wundervolle Einfalt der griechischen Landschaft, überall durchsichtig und wahrhaftig wie die grosse Kunst, der sie zum Vorbild gedient hat.

Und wo wir vorüberfahren, da blitzt bald zur Rechten, bald zur Linken, wie ein Goldblick aus dem Gestein, ein Stück des alten hellenischen Ruhmes auf.

Jetzt haben wir das trockene Bett des Asopos überschritten. Hinter dem niederen Hügel von Staniatäs mit dem plumpen mittelalterlichen Turme, dehnt sich eine grasige Ebene, das Schlachtfeld von Delion, wo 424 die Athener durch die thebanische Phalanx zerschmettert wurden. Geister erscheinet! — Der Raum füllt sich mit Getümmel, Flucht und Verfolgung. Zwei Schwerbewaffnete sind unter den letzten auf dem Rückzug. Der eine, Untersetzte mit dem geistreichen Silenskopf schreitet in stolzer Haltung, ohne sich zu beeilen, neben dem ängstlicheren Gefährten und rollt die Augen über Freund und Feind, als wollte er sagen: Wer mir zu nahe kommt, der hüte sich. Zu seinem Schutze sprengt ein Reiter heran, das schönste, verwegenste Schosskind der attischen Grazien, und zwingt sein Ross, das unter ihm tanzt, neben dem Nachzügler Schritt zu gehen. Die zwei äussersten Pole des griechischen Wesens in treuer Freundschaft vereinigt, der Selbstloseste und der Selbstgefälligste, der Weiseste und der Unwiderstehlichste aller Sterblichen (in Athen konnte auch der Snob entzückend sein): Sokrates und Alkibiades. Was hat das ungleiche Freundespaar so fest zusammengeschmiedet?

Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste,
Hohe Tugend versteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neiget der Weise
Oft am Ende zum Schönen sich.

Der tiefste Grund ihrer Liebe war aber der, dass ihr Lachen so reizend ineinanderklang.

— Wir tauchen in ein welliges Getreideland. Zwischen der grünen Saat flammt da und dort die rote Seidenpracht des Mohns, doch nicht in solcher Fülle, wie in Attika, denn das viel fruchtbarere Böotien ist auffallend blumenarm.

Station Tanagra! Schon wieder so ein Goldblick. Auf dem Hügel zur Linken, dem alten Kerykeion, wo der Gott Hermes geboren wurde, sind die Ruinen der Töpferstadt freigelegt. Sei gegrüsst, Korinna, Stern Tanagras, die du den Pindar im Wettgesang besiegtest, ob durch den Zauber deines Liedes oder den deiner alles überstrahlenden Schönheit, wussten die Alten selber nicht.

Im Westen streckt sich langhin der dunkle tannenbewachsene Kythäron. Wie aber heissen all die anderen vielgestaltigen, teils nackten, teils bewaldeten Berghäupter, die auf uns niederblicken? Unsere Mitreisenden kommen grösstenteils aus Attika und wollen nach Saloniki weiter, sie kennen die Gegend nicht besser als wir; ein paar böotische Männer sind zwar unterwegs eingestiegen, aber sie machen ihrem Namen Ehre und wissen von gar nichts.

Ganz weit und flach wird jetzt die grüne quellenreiche Ebene, die Berge treten bedeutungsvoll zurück

und schliessen einen weiten wundervollen Kranz um sie. Wir sind am Ziele. Der kleine Bahnhof inmitten der Felder trägt die Aufschrift *Thebai*, jetzt Thiwä gesprochen (mit englischem th). Ohne den grossen Stil der reinen Bergprofile könnte ich glauben, irgendwo in einer gesegneten Gegend Deutschlands zu sein, so anheimelnd sind diese schön bewässerten Fluren in ihrem bescheidenen Wohlstand und ihrer ländlichen lebenatmenden Stille.

Auch das Wetter ist nichts weniger als südlich. An dem blassblauen Himmelsgewölbe ziehen leichte weisse Wölkchen hin, für einen Maientag ist die Luft beinahe kalt, und das erste menschliche Wesen, das uns entgegenkommt, eine alte Bauersfrau, trägt einen bis zu den Knien reichenden weissen Schafpelz, die langen Zotteln nach aussen gekehrt, wie ich ihn um diese Zeit eher in Sibirien als am Fuss der Kadmosstadt erwartet hätte.

Mitten aus der Ebene ragt ein mässig hoher Hügel, die Kadmeia, der Ort der ersten Ansiedelung, die nach der Sage der phönizische Kadmos gründete und durch die Saat der Drachenzähne bevölkerte. In geschichtlicher Zeit diente der Kadmoshügel nur zur Festung, während die Unterstadt, das eigentliche Theben, dessen Gründung den böotischen Dioskuren Amphion und Zethos zugeschrieben wurde, sich mit reichen Gartenanlagen in der Ebene und auf den niedrigeren Hügeln ausdehnte und zur Blütezeit bis zu 40 000 Einwohnern zählte. Das heutige Theben beschränkt sich wie die alte Kadmeia auf den Burghügel und beherbergt keine 4000 Seelen.

Vom Bahnhof, der sich innernalb des antiken Mauerkreises befindet, erreicht man in zehn Minuten den Fuss des Abhangs, lässt eine quellendurchrauschte Vorstadt zur Rechten liegen und ersteigt den ganz schmal zulaufenden Nordrand des Kadmoshügels, den zwei mittelalterliche Türme krönen. Reizend ist der erste Eindruck von Theben. Eine breite boulevardartige Hauptstrasse, mit vielen Läden und offenen Schusterwerkstätten und von den schönsten Akazien rechts und links beschattet (sie trägt den Namen Pindars), durchzieht die ganze Stadt, über die der frische Wind vom Gebirge hinstreicht. Die Häuser erheben sich grossenteils über alten Unterbauten, ab und zu tut sich ein Blick in einen winkligen Hofraum auf, wo uraltes Steingebröckel gehäuft liegt, auch sieht man antike Werkstücke in die Bauten vermauert. Und jetzt befällt mich wieder wie so oft in Griechenland das eigene Gefühl, als sei ich nicht zum ersten Male hier, sondern käme nach langer langer Abwesenheit zurück und müsste mich nur erst wieder zurechtfinden. Ja, wo lag nur der Kadmospalast und das heilige Gemach der Semele, in dem der Blitz des Zeus immer weiter loderte, ohne es zu verzehren? Wo das Haus des Amphitryon, in dem Herakles geboren wurde? Wo lagen vor allem die berühmten Tore, die jene Sieben vergebens berannten? Mein Gedächtnis muss in diesen letzten zwei-, dreitausend Jahren etwas schwach geworden sein, denn wir wandern kreuz und quer und spähen in jedes Gewinkel, ohne die Trümmerreste finden zu können; auch von Grabungen zeigt sich keine Spur.

Da es auf Mittag geht, suchen wir das Hestiatorion

(Speisehaus) Dimitra auf, das uns als das einzige halbwegs erträgliche bezeichnet ist. Wie muss es nach dem Anblick, der uns da erwartet, in den anderen aussehen! Schon die Seitengasse, an der es liegt, ist nichts weniger als einladend: da hängen an allen Haustüren die geschlachteten Hämmel, die nach griechischer Sitte unbefangen an der Strasse ausgeweidet werden. Man drückt schaudernd die Augen zu und eilt vorüber. Aber beim Eintritt ins Haus begreifen wir sogleich, warum man uns in Athen geraten hat, den Besuch in Theben auf wenige Stunden zu beschränken und mit dem Nachmittagszug nach Chalkis weiterzufahren. Die Unreinlichkeit ist so gross, dass man auf der gepolsterten Bank vor dem Esstisch kaum seine Handtasche abzustellen wagt. Nun soll man gar selber darauf Platz nehmen und sich von gänzlich ungewaschenen Händen aufwarten lassen!

Kaum sassen wir, so stürzte ein aufgeregter Mensch herein, warf ein gedrucktes Blatt vor uns auf den Tisch, indem er uns hastig zurief, es zu lesen, und ging mit gleichem Ungestüm von dannen. Das Papier enthielt Verse, die zu enträtseln keine Zeit war, und der Wirt verständigte uns auch gleich, der Mann sei *trellós* (verrückt). Offenbar ein verkanntes Dichtergenie, das sich für die Stumpfheit seiner Mitbürger an den Fremden schadlos hält. Die Mutter Erde bringt doch überall dieselben Geschöpfe hervor; nur hat er keinen Obolus für sein Gereimtes verlangt, wie es sonst diese Unglücklichen tun.

Während des Essens — wenn man das traurige Anstarren verdächtiger Gerichte auf unheimlichen Tellern

Das Odeion des Herodes Attikos, Athen

so nennen kann — fragt der Wirt, ob er uns durch seinen Jungen zu den Altertümern führen lassen soll. Alsbald schnellen die etwas niedergedrückten Lebensgeister wieder in die Höhe, und wir nehmen mit Freuden den Vorschlag an.

Rasch wird jetzt ein Tagesplan entworfen. Von Bleiben kann leider keine Rede sein, so traulich die umgebende Natur dazu auffordert. Wie schön hatte ich mir eine Nacht in Theben vorgestellt, wenn Dunkelheit und tiefer Schlaf alles Heutige gefesselt hielte. Dann käme aus den Wäldern des Kithäron, wo er am Tage rastet, Dionysos mit der schwärmenden Schar nach seiner Mutterstadt herabgebraust, um die stillen Strassen mit Fackeln und Thyrsosstäben, mit Kienruss und Harzgeruch und göttlich-unhörbarem Lärmen zu erfüllen. Diesen Traum habe ich im Hestiatorion Dimitra begraben. Um 4½ Uhr geht ein Zug nach Chalkis weiter, wenn wir den benützen wollen, so haben wir gerade Zeit genug, die Kadmosburg und alle sieben Tore Thebens aufzusuchen, wenn sie nur überhaupt vorhanden sind und uns jemand den Weg zeigt. Also lassen wir unsere Sachen dem Wirt zur Aufbewahrung und folgen dem jungen Menschen, der stumpfsinnig vorangeht und auf keine Frage Antwort gibt; welch ein Abstand zwischen der aufgeweckten, beweglichen, immer hilfsbereiten Bevölkerung Attikas und diesem schwerfälligen Menschenschlag. Er führt uns eine steile, gepflasterte Gasse am südlichen Stadtende hinab, klopft an einer Haustür und überantwortet uns einer stattlichen dunkelhaarigen Dame, die uns mit vieler Höflichkeit in einen gepflasterten, von Orangenbäumen beschatteten Hofraum

und gar noch die Treppe hinauf nötigt. Wir folgen verwundert und nicht ohne einiges Zögern.

Oben werde ich mit sanftem Zwang in einen kleinen Salon geführt, und da stehen wir uns mit fragenden Mienen gegenüber. Wir wissen beide nicht, was wir voneinander wollen. Vertrackte Lage! Ich kann zwar auf griechisch ein Mittagessen oder heisses Waschwasser bestellen, auch zur Not die Zeitung lesen, aber erklären, dass ich durch das Ungeschick des Jungen hier bin, kann ich nicht. Und mein getreuer Reisekamerad, der mir sonst als lebendes Wörterbuch zur Seite steht, ist auf der Treppe zurückgeblieben. Vater Zeus, der du dem Rosse des Achilleus auf einen Augenblick Sprache verliehst, warum nicht mir? Zwei Worte fallen mir doch ein, sie heissen *paläa prágamata*, alte Sachen, und passend oder nicht, sie werden verstanden.

Málista, málista! tönt es erfreut, und ich werde in ein Seitengelass geführt, wo auf einem Wandbort eine Anzahl antiker Töpfe und Scherben aufgestellt sind; einem Liebhaber, der Zeit hätte, gewiss ein wertvoller Anblick, aber für zwei Reisende, die den Schauplatz des „König Oedipus“ suchen und um vier Uhr schon weiter müssen, gänzlich nebensächlich.

Ich drückte durch Gebärden mein Bedauern aus, und ein paar italienische Worte, die mir dabei entfuhren, hatten die glückliche Entdeckung zur Folge, dass die Besitzerin der Schätze eine levantinische Italienerin ist, durch Schicksale aus Alexandria in das kleine griechische Landstädtchen verschlagen. Jetzt öffnen sich die Schleusen der Rede, aber für unsre Zwecke ist nichts gewonnen, da sie versichert, niemals von Ausgrabungen

gehört zu haben: ausser ihren Töpfen und der Sammlung im städtischen Museum gebe es keine Altertümer in Theben, es wäre denn, dass ich die Gebeine des Evangelisten Lukas meinte in der gleichnamigen Kirche vor der Stadt, deren Besuch sie uns dringend empfahl.

Da stehen wir wieder auf der Strasse und sind so klug wie zuvor. Den Evangelisten beschlossen wir nicht zu bemühen und das war vielleicht schade, denn später erfuhren wir, dass sein Haus auf dem alten Ismenion an der Stelle des Apollon-Tempels steht, der freilich nicht mehr zu sehen ist.

Nachdem wir unsern Führer abgedankt haben, setzen wir den Forschungsweg allein fort. Wir steigen zu dem von der alten Stadtmauer eingefassten steilen Südrand des Hügels empor, wo ein Durchbruch den Blick auf die weite Asoposebene bis zum Kithäron freigibt. Steile Gassen münden hier und gehen zum Teil in Stufen über, in die behauene antike Blöcke vermauert sind. Dass hier eines der Tore, und nicht das unwichtigste, gestanden haben muss, leuchtet auch dem Blödesten ein, und der kleine Plan im Baedeker bestätigt, dass wir an der Stelle des „Elektrischen Tores" stehen, das auf die Landstrasse von Platää ging. Heilige Poesie! Hier war es, wo der riesige Kapaneus vom Strahl des Donnerers getroffen wurde, als er sich heraufklimmend vermass, auch gegen Götterwillen die Stadt mit seiner Brandfackel zu zerstören.

Doch wir haben nicht lange Zeit, uns dem genius loci hinzugeben, denn unversehens sind wir von einem ganzen Schwarm thebanischer Kinder umringt. Ein hübsches blondes Ding, das sich mit schüchterner Neu-

gier an mich andrängt, trägt gar den klassischen Namen Ismene; aber auf die Frage, ob sie auch eine Schwester Antigone habe, verliert sie vor Schreck die Sprache. Die Jungen dagegen sind nicht blöde; da der Kyrios sich den Spass macht, ihnen auf den Zahn zu fühlen, kramen sie selbstgefällig ihren ganzen Schulsack aus und reden auch von Oedipus und von der Sphinx.

Kaum haben sie entdeckt, dass wir jetzt zum Flüsschen Dirke wollen, — es heisst zwar heute *Plakiótissa*, aber sie verstehen den alten Namen gleich —, so drängen sie sich uns stürmisch zu Führern auf. Das zartere Geschlecht, das sich bescheiden anzuschliessen sucht, wird von ihnen auf gewalttätige Weise verjagt, und nun geht es holterpolter über eine Schutthalde den Berghang hinunter. Nur wenige Schritte im Wiesengrün, so stehen wir vor der grossen Aresquelle, jetzt *Paraporti* genannt, die durch mehrere Mündungen aus dem Felsgestein in ein weitläufiges antikes Marmorbecken strömt und von da sich durch kleine Kaskaden mit der unten vorübereilenden Dirke vereinigt. Und jetzt wandeln wir ganz auf der Spur der Sage; in der Felsgrotte oberhalb des Quells lag der von Ares gesandte Drache, den Kadmos tötete und aus dessen gesäten Zähnen die wilden Ureinwohner Thebens erwuchsen.

Wir sind es jetzt schon von den griechischen Flüssen gewohnt, dass ihre Grösse zu ihrem Ruhm in gar keinem Verhältnis steht. Die Dirke ist nur wenige Fuss breit, aber welcher der grossen Ströme der Alten und der Neuen Welt ist so im Liede gefeiert und vom Glanz des Mythos bestrahlt? An der Stelle entsprungen, wo

die Brüder Amphion und Zethos die grausame Dirke zu grässlicher Strafe an die Hörner des Stieres banden, bezeichnet sie mit ihrem Laufe den Weg, den die schönen zerfetzten Glieder geschleift wurden. Sie sah die Steine Thebens unter dem Klang von Amphions Leier sich zur Mauer fügen, an ihren Ufern spielten die Kinder der Niobe, dann sah sie die Grösse und den Fall des Oedipus, den Zug der Sieben und hörte Antigones Schwanengesang. Und jetzt — o Wandel des Irdischen! — berieselt sie als winziges Bächlein *Plakiótissa* die Obstgärten der Ebene und wäscht geduldig den Neu-Thebanerinnen ihre Wäsche.

Ueber das Dirkebrücklein führen uns die Kinder mit Ungestüm einen steilen Wiesenhang hinauf, um uns durch ein Loch im Boden, das ganz von Feigengestrüpp umwuchert ist, in eine antike unterirdische Grabkammer blicken zu lassen. Man könnte an das Felsengrab denken, in das Antigone lebendig eingeschlossen wurde. Hier stehen wir auf dem fruchtbaren Hügel, der einst dem Zeus Hypsistos geweiht war, die Kadmeia im Rücken und vor uns die Linien des waldigen Kithäron und des nackten Helikon, über die der Parnassos leuchtend im Schneegewand hereinschaut. Und wenn wir dem Pausanias glauben dürfen, so befand sich nicht weit von hier das Tor, an dem nach der Sage Eteokles und Polyneikes im Bruderkampfe fielen. Allein auch die geschwätzige Kinderschar, die mit ihren Ortskenntnissen so wichtig tut, kann über die Tore Thebens keine Auskunft geben, und es verlohnt sich nicht, aufs Geratewohl in Privatbesitzungen einzudringen

und die Fundamente im Boden zu suchen, wenn solche wirklich vorhanden sind.

Wie schön wäre es jetzt, unsere kleinen Wegweiser zu entlassen und allein nach der Stadt zurückzukehren, um ungestört am hohen Westrande des Kadmoshügels den schönen aussichtsreichen Weg längs der alten Mauer unter blühenden Granatbäumen hinzuschlendern. Aber wir werden die Begleitung nicht mehr los. Noch ist es blosse Neugier und Langeweile, was sie so zudringlich macht, aber ein Zufall verwandelt sie unversehens in ein Rudel hungriger Wölfe. Aus einem buckligen Schmutzgässchen kam uns ein strenges, schwarzgekleidetes Frauenbild entgegen. Ihr Gesicht war völlig steinern, sie hielt im Gehen die Arme über der Brust gekreuzt und nichts bewegte sich an der ganzen Gestalt als die Füsse. Es sah aus, als wäre Niobe von ihrem Felsen am Sipylos herabgestiegen, um in Trauerkleidern, aber noch immer Stein, die Stätte ihres Glanzes wieder zu betreten. Mein Reisegefährte griff bei ihrem Herschreiten unwillkürlich in die Tasche, aber was soll eine Niobe mit Geld? Sie ging an uns vorüber, ohne uns einen Blick zu gönnen; wäre ich ihr allein begegnet, so hätte ich sie für einen Tagestraum gehalten.

Die Jungen aber haben die verhängnisvolle Bewegung gesehen, und in plötzlichem Taumel werfen sie sich alle zumal auf uns mit dem Ruf: *pénte leptá! pénte leptá!* (Fünf Lepta gleich einem französischen Sou.) Jeder stösst den andern weg, um der nächste an der Quelle zu sein; und aus allen Gassen und Winkeln kommt es hervorgeschwärmt und zerrt an unsern Kleidern: *leptá! leptá!* (Geld! Geld!) Dar-

über verliert auch der milde Kyrios die Geduld: „Schämt ihr euch nicht? Seid ihr denn Bettler?“ — „Jawohl, Bettler! Bettler!“ ist die leidenschaftliche Antwort, und sie hängen sich nur noch stürmischer an uns. Unmöglich mit ihnen fertig zu werden, sie gehen mit, wohin wir gehen und verhindern jeden Genuss der Gegend. Mit einem immer wachsenden Kometenschweif behaftet, erreichen wir die Pindarstrasse, wo endlich ein thebanischer Bürger die Schar mit Schelten und Drohen auseinandertreibt. Um uns für den unangenehmen Eindruck zu entschädigen, führt uns dieser Wackere an einen freigelegenen Aussichtspunkt im Nordosten der Stadt, wo das entzückende Bergpanorama, dessen südlichen und westlichen Teil wir schon gesehen haben, sich mit dem Ptoon, dem Hypaton, dem Sphinxberg, den Hügeln, die Tanagra verdecken, und der fernen Schneepyramide des Dyrphis auf Euböa in erhabener Runde um die liebliche Ebene zusammenschliesst. Aber von baulichen Reliquien der Kadmosstadt wusste auch er uns nichts zu sagen. Da Theben auch im Mittelalter bewohnt und nacheinander von Normannen, Franken, Türken beherrscht war, braucht man sich freilich nicht zu wundern, wenn die Archäologie kein Feld für ihre Forschung mehr vorfand, und wir haben im Grunde nicht einmal Anlass, uns darüber zu härmen. Der Anblick des Hügels und seine Lage entsprechen so ganz der Vorstellung, die man sich von Theben macht, dass es der Phantasie nicht schwer wird, sich das übrige dazuzudenken.

Wie der Westabhang von der Dirke, so sind die Wiesen im Osten Thebens vom Ismenos, jetzt *Hagios*

Joannes, bewässert. Dort suchten wir vor den glühenden Strahlen der Sonne und vor der Neugier der thebanischen Jugend Schutz und warteten die Stunde heran, wo das Museum geöffnet wird. Nicht weit von der Oedipodeia, der Quelle, wo der Sohn des Lajos sich die Befleckung des Vatermordes abwusch, wählte sich jedes einen schattigen Rastort. An einen Baum gelehnt, hörte ich zwischen Schlafen und Wachen einen Schritt und erwartete nichts anderes, als dass ein majestätischer augenloser Mann, von einem Mädchenkind geführt, vorüberschreite. Aber als ich die Lider öffnete, wars ein thebanisches Bäuerlein, das sich gleichfalls ein Plätzchen zur Siesta aussuchte.

Das Museum, das an der Hauptstrasse liegt, enthält wiederum eine Menge antiker Töpfe und Scherben, die eben ein einheimischer Künstler geduldig mit Draht zusammenflickte. Ausser zwei schwarzen Marmortafeln mit wundervollen eingegrabenen Zeichnungen in Weiss bergen die Räume wenig Bedeutendes. Aber gleichwohl erwartet den Besucher ein ergreifender Anblick. Dass im Jahre 335 v. Chr. Theben durch Alexander den Grossen eingeäschert wurde, haben wir als Kinder gedankenlos auswendig gelernt und längst vergessen. Auf dem Kadmoshügel einherschlendernd, denkt man nur an Oedipus und an die Sieben, die geschichtliche Zeit verschwindet vor dem Glanz des Mythos. Nicht einmal der Grablöwe von Chäronea, der als Gipsabguss in einem Schuppen des Museums steht, hatte sie mir ins Gedächtnis zurückgerufen. Plötzlich tritt sie mir in den rauchgeschwärzten, halbzerstörten Marmorbildern und Terrakotten, die die unteren Säle

des Museums füllen, leibhaft entgegen. Es sind die Reste jenes Brandes, was da vor uns steht und wieder einmal die alte Klage zum Himmel schreit, wie Griechen gegen Griechen gewütet haben.

Zum Abschied setzt man uns in der Dimitra noch zwei mehr als fragwürdige *kafédes* vor, dann gibt uns der Wirt sicheres Geleit bis an das Stadtende, da unsere kleinen Widersacher sich schon aufs neue vor der Haustüre zusammengerottet haben.

Leb wohl, Königin der Sage, auf deinem Hügelthron inmitten der stillen grünen Landschaft. Wenn auch deine Tempel und Tore verschwunden sind, was tuts! Dein Oedipus und deine Antigone werden nicht verschwinden. Die Musen, die bei der Hochzeit des Kadmos sangen, haben dafür gesorgt, dass dein Ruhm erst mit diesem Erdball untergehen kann. —

CHALKIS

UND jetzt dem tiefblauen Euripos entgegen! Bis Schimatari geht es auf dem alten Wege zurück, dort zweigt eine Bahnlinie nach Chalkis ab. Bereitet euch, Augen, und seid wacker, gleich werdet ihr im Vorüberfahren den Strand von Aulis sehen. Hier ist schon der schmale Sund mit den nahen jenseitigen Gebirgszügen, aus denen der herrliche Dyrphis im Schneehermelin stolz wie ein König heraustritt . . . Station Wathy-Aulis . . . Ein armes Fischerdorf von flachem Wiesenland und etwas Oelwaldung umgeben. Hier lagerte das Heer Agamemnons müssig am Strand, als die beleidigte Artemis durch den Wind von Norden die Ausfahrt hemmte. Nein, hier lagert es noch und wird hier lagern, so lange die Wellen des Sundes rauschen, durch eine Stärkere als Artemis, durch die Dichtkunst hier auf immer festgebannt. Wir wollen gar nicht fragen, ob die kleine Bucht Raum hat für Agamemnons tausend Schiffe. Wir wollen dem Homer glauben, wie ihm die Griechen glaubten. Es ist so schön, dass es Dinge gibt, an denen man nicht zu zweifeln braucht.

Landeinwärts liegt die Wiese, auf der sie Iphigenia zur Opferung führten; von dem Heiligtum der Artemis, das dort in Wirklichkeit gestanden hat, sind die Spuren gefunden. Dieser schmale Sandstreifen unterhalb der hängenden Wiese könnte die Rennbahn des Achilleus gewesen sein, wo der Schnellfüssige im vollen Waffenschmuck mit einem Viergespann um die Wette rannte. Vorüber. Wir fahren in Bogenlinien längs der steilen, vielzerklüfteten Küste an grösseren und kleineren Ausbuchtungen hin, die sich für das Auge wundersam ineinander verschieben, über den Wassern erscheint traumhaft eine Stadt mit langer Brücke nach dem Festland herüber, sie verschwindet und liegt dann gerade vor uns. Hart vor der Drehbrücke, die Euböa mit Böotien verbindet, hält der Zug.

Station C h a l k i s . . . Zu Fuss schreiten wir über das Meer, das hier, von alters her noch künstlich verengt, nur die Breite eines mässig breiten Flusses hat, und finden im Hotel *Euripos* einen Wirt mit gewaschenen Händen und leidliche, auf europäische Bedürfnisse eingerichtete Zimmer. Und welche Wohltat, endlich sich an der reinlich gedeckten Tafel des Hestiatorion *Palirrhia* von dem langen Tag und der notgedrungenen Enthaltsamkeit in Theben an einem wohlzubereiteten Pilaw und gutem, ungeharztem Weine zu erholen.

Eine wundervolle Sternennacht legte sich über die Insel. Unter der Eisenbrücke trieb der Euripos seine grossen, grünen Wellen mit der Schnelligkeit des reissendsten Stromes hin. Ihre Strömung ging von Norden nach Süden. Aber wie ward mir des anderen Morgens, als ich wieder auf der Brücke stand und nun die-

selben Wasser ganz langsam in der umgekehrten Richtung fliessen sah! Führerin Pallas Athene, ist es eine Täuschung meiner Sinne, oder können Ströme rückwärts fliessen?

Es ist keine Sinnestäuschung, wird mir zur Antwort, der Euripos fliesst wirklich rückwärts. Nicht umsonst war er den Alten das Sinnbild der Veränderlichkeit.

— Und die Ursache dieser Wechselströmung?

— Darüber hat sich schon Aristoteles den Kopf zerbrochen; die Sage erzählte sogar, er sei aus Verdruss, dass er das Rätsel nicht lösen konnte, gestorben. Die heutige Naturforschung hat es gelöst, aber die Erklärung ist sehr verwickelt. Gezeiten, Winde, Zuflüsse, alles mögliche wirkt auf die Strömung ein, die von einmal im Tag bis zu viermal in der Stunde wechseln kann. Aber siehe, wie an Ort und Stelle wieder einmal die Dichtung zu Ehren kommt. Heute zürnt keine Göttin, und doch muss der Dampfer, der nach Norden will, in Chalkis geduldig auf den Augenblick des Umschlags warten. Durfte da nicht in heroischer Zeit die Gottheit Menschenopfer fordern, um Wind und Wellen zu besänftigen? . . .

Während wir noch stehen, schrillt das Zeichen, die Brücke wird geräumt und öffnet sich, um ein stattliches Dampfschiff durchzulassen, das mit dem sanfter nordwärts gleitenden Strome langsam nach dem Golf von Atalanta hinauszieht.

In Chalkis bewährt sich mir aufs neue der Spruch, dass man, um den Dichter zu verstehen, in Dichters Lande gehen muss. Bisher hatte ich es stets für ein erzwungenes Auskunftsmittel des Euripides gehalten, dass

er in der „Iphigenie in Aulis“ den stillen böotischen Strand mit den Bewohnerinnen von Chalkis als Chor bevölkert hat, denn ich hatte mir eine Meerenge ungefähr wie die von Messina dazwischen gedacht. Jetzt glaube ich ihm gerne, dass die neugierigen Mädchen in Scharen herübergeströmt sind, um die kriegerische Jugend von Hellas im Waffenschmuck zu sehen, wie sie es vorkommenden Falls auch heute tun würden.

Nirgends überblickt man den wechselreichen Sund so schön wie von dem Mauerkranz des Felsenkastells Karábaba, das sich jenseits der Brücke am böotischen Ufer auf einer steilen, nur mit Disteln und Asphodelos bewachsenen Höhe erhebt. Eine unbegreifliche Arbeit hat das Meer getan, indem es das ganze Land zu lauter Inseln, Halbinseln, Buchten, Vorgebirgen und Felsenzungen ausschnitt und alle Lücken bis an den Fuss der Schneegebirge mit seinem edelsteinblauen Wasser füllte. Im Sunde wimmelt ein Heer weisser Segel wie die Flotte Agamemnons. Tiefe Bläue über uns und unter uns. Die Insel scheint gar nicht im Wasser, sondern im Aether zu schwimmen. Seit dem Mittelalter und noch bis in meine Kindertage hinein hiess sie, vielleicht nach der Euriposbrücke, Negroponte. Damit war sie ausgelöscht aus dem Buche des Ruhms und für den Geist nicht mehr vorhanden. Wie schön steht ihr der alte Name Euböa wieder, wenn er auch *Évvia* gesprochen wird; er bringt etwas von der alten Zeit zurück, von den Städten Chalkis und Eretria und dem Kap Artemision, das die erste Schlappe der Perser sah.

Das heutige Chalkis hat saubere Strassen, eine vom Meer umspülte venetianische Festung, zwei Kirchen,

einen schrecklich übelriechenden Markt und ein Museum. Aber wer möchte den göttlichen Vormittag im geschlossenen Raume verbringen? Lieber widmen wir den Rest unserer Zeit der Quelle Arethusa, die Euripides die „ruhmreiche“ nennt. Karren mit Wasserfässern rollen auf der Strasse vorüber und künden ihre Nähe von weitem an. Zwanzig Minuten südlich springt sie unterhalb des Uferwegs aus dem Felsen und rinnt als kleines Bächlein ins Meer. Ihr gewiss einst prächtiges Quellhaus scheint durch ein Naturereignis zerstört zu sein, vielleicht durch jenes Erdbeben, das die Arethusa vorübergehend verschüttet haben soll. Noch ragt ein von der Bergwand abgerissener Fels mit eingearbeiteten Stufen steil in die Luft, fast wie eine steinerne Leiter anzusehen. Ein Fischer macht uns darauf aufmerksam, dass ein Teil ihres Wassers im Meere nicht weit vom Strand als kleiner Springquell wieder in die Höhe steigt. Ist sie wohl gar dieselbe Arethusa, die in ihren jungen Tagen vor dem verliebten Stromgott Alpheios her durch das ganze Meer bis nach Sizilien entfloh, und will sie uns durch ihr Wiederaufhüpfen kundtun, dass ihr Gewässer noch immer mit der Salzflut zu kämpfen wagt? Dann wollen wir ihr von ihrem alten Freier erzählen, der bei Olympia unsere Huldigung empfangen hat.

Zuletzt erklettern wir noch im hellen Mittagsbrand den über der Quelle aufsteigenden schroffen Wathrowuni (Stufenberg) von seiner steilsten Seite, um unter Gestrüpp und Steinen nach den Resten einer alten Pelasgerstadt zu suchen, von denen unser Baedeker weiss. Allein wir finden nichts dergleichen, nur einen

herrlichen, wieder ganz neuen Blick über den vielgeteilten saphirnen Sund und das zerschnittene Land. Und drüben am böotischen Ufer steht auf erhöhtem Wiesengrunde ein weissschimmerndes, sonnbestrahltes Zeltlager wie ein Nachspuk aus den Tagen des Agamemnon.

Auf der Rückreise stiegen die Mythen, die uns auf Schritt und Tritt begleitet hatten, auch noch zu uns in den Eisenbahnwagen. Wir fuhren diesmal dritter Klasse, um die Sprache aus dem Volksmund zu hören. Ein blonder junger Matrose aus Malea gab sich Mühe, uns aufs beste zu unterhalten, indem er von den Taten des Theseus und den Irrfahrten des Odysseus erzählte, und ein schwarzer, unbegreiflich schmutziger Junge drängte sich mit Feuereifer ins Gespräch, wobei ihm die Funkelaugen fast aus dem Kopfe schossen. Auch eine Frau aus dem Volke, die auf einem tiefblau gefärbten Schaffell sass und einen langen Bengel von sieben Jahren zärtlich auf dem Schosse hielt, während ihr dreijähriges Mädchen unbeachtet daneben sass — wieder ein Zeichen von dem geringeren Ansehen des schwachen Geschlechts auf dem halborientalischen Boden — hörte voll Andacht zu. Ganz nebenher entschlüpfte dem jungen Mann die Mitteilung, dass er soben von der Beerdigung seines Vaters zurückkehre, eines Fischers, der vor zwei Tagen im Euripos ertrunken sei. Dabei veränderte sich seine freundlich lächelnde Miene keinen Augenblick, und er setzte die Unterhaltung fort, wo sie stehengeblieben war. Ein sprechender Zug der griechischen Volkssitte, die es als Verstoss gegen die Gastfreundschaft betrachten würde,

dem Fremden durch eine Aeusserung der Trauer die Stimmung zu stören.

Bei Einbruch der Dämmerung sind wir wieder in der vertrauten attischen Ebene. Die Marmorbrüche des Pentelikon blicken in geisterhafter Weiße durchs Fenster, auf der anderen Seite zeichnet sich der vielgekerbte Parnes in den Himmel, seine wie von Künstlerhand geschnittene Silhouette von einer flüssigen Goldlinie umzogen. Und die Seele grüsst die bekannten Berggestalten, die kühn und mild sind wie die Gesänge des Sophokles, mit einem Glücksgefühl, als ob es unsere Heimatberge wären!

Athen mit Lykabettos und „Froschmaul“

LETZTE TAGE IN ATHEN

Digitized by Google

SEID mit Andacht geschlürft, ihr letzten Tage in Athen, wie die letzten Tropfen eines Götterweins, ihr vielleicht nimmer kehrenden! Auch in Delphi und auf dem Peloponnes, in der Stadt der sieben Tore und am Strande des Euripos haben wir mit den Göttern gelebt. Aber was wäre Griechenland ohne Attika, und was wäre die Menschheit? Man steht nicht leichten Herzens vom Mahle der Unsterblichen auf, um heimzugehen. Und auch das neue Athen ist uns ins Herz gewachsen, wenngleich seine Marmorbauten antiken Stils denen der Akropolis gleichen wie eine Griechentragödie von Voltaire dem „König Oedipus". Seit wir dem Gasthof mit seinen zeitraubenden Tafelstunden entronnen sind und durch die freundliche Aufnahme im Deutschen Archäologischen Institut die Freiheit gefunden haben, umherzustreifen, wie es uns beliebt, sieht uns die Hauptstadt des neuen Griechenland mit viel ausdrucksvolleren Augen an. Ungern werden wir sogar von unserem Stammtisch im nahen *Attikón* scheiden, wo wir so rücksichtsvoll bedient werden und wo der

gefällige Kellner meinen Sprachversuchen immer so hilfreich entgegenkommt. Es soll unvergessen bleiben, wieviel Takt und Feingefühl wir in der griechischen Bevölkerung gefunden haben. Und keine schlechte Erfahrung in all den Wochen (den einzigen Wirt von Delphi ausgenommen). Kein Misston, der die reinste Stimmung getrübt hätte. Keine zudringliche Dienstfertigkeit mit gierig nach Trinkgeldern ausgestreckten Händen. Ruhe und Ordnung im Verkehr, vor allem auf der Eisenbahn und auf der Post. Wie oft hat mir der kundige athenische Schalterbeamte, noch bevor ich Zeit hatte, nach Briefen aus Deutschland zu fragen, sein bedauerndes „Nix!" entgegengerufen. Und was das Leben so patriarchalisch leicht und arglos macht: man hat ein Gefühl von persönlicher Sicherheit, wie es keine andere Grossstadt gewährt. In den volkreichsten Strassen von Athen trage ich unbesorgt mein Geld in der äusseren Jackentasche, was mir in Europa nirgends einfallen würde. Welch ein Wandel seit der Zeit, wo ihr grösster Freund, der für die Griechen sein Leben liess, über dieses Volk das vernichtende Urteil fällte:

Without even savage virtue blest,
Without one free or valiant breast usw.

Wer im *Giaur* die schrecklichen Worte nachlesen will, der freue sich mit mir, was die wenigen Jahrzehnte Freiheit aus dem griechischen Volke gemacht haben. Der Hauch der Freiheit hat auch die Landschaft wieder erweckt und vergeistigt, in der Byron nur noch einen schönen ausdruckslosen Leichnam gesehen

hatte, denn zwischen dem Menschen und dem Boden, der ihn trägt, geht ein verborgenes Weben hin und her, das beide einander angleicht.

Was übt doch dieser griechische Boden für eine geheimnisvolle Macht, dass es mir auf Schritt und Tritt zumute ist, als wäre es mein Heimatboden, und dass ich wie von einem Gotte geführt, die unbekannten Wege gehe, ohne mich zu verirren? Habe ich wirklich vor Tausenden von Jahren hier gelebt und folge den Spuren einer unbewussten Erinnerung? Oder liegt es an der edlen Einfachheit und Durchsichtigkeit der Landschaft, deren Gliederung in Nähe und Ferne sich dem Auge sogleich mitteilt? An ihrer Knappheit, bei der jede verwirrende Weitläufigkeit und Wiederholung, jeder unnütze Prunk vermieden und doch alles gesagt ist, was die Landschaft sagen kann, wie die griechische Poesie in ihrer gedrängten Sprache das erste und letzte Wort in allen menschlichen Dingen gesprochen hat? Und vielleicht nicht zuletzt an ihrem glücklichen Grössenverhältnis zu der menschlichen Gestalt, die sich nicht darin verliert, sondern mit dazugehört, wie auch die Maße der Bäume dem Menschen gerecht sind und der Himmel mit Sternen und Göttern näher ist?

Griechische Landschaft! Ich glaubte etwas von ihr zu ahnen, als ich am tyrrhenischen Meer mit Nymphen und Tritonen lebte. Aber es ist ein Unterschied wie zwischen der himmlischen und irdischen Liebe. Dort tummelt sich nur das niedere Göttergelichter, das dem Naturleben gehört. Die hohen Olympischen haben nie den Boden von Hellas verlassen.

Ein geistvoller Mund sagt mir unter den Ruinen der Akropolis: „Die griechische Landschaft ist doch noch schöner als die griechische Kunst.“ Nein, muss ich antworten, so ist das Verhältnis nicht. Die griechische Landschaft und die griechische Kunst sind ein Ding wie Baum und Blüte. Der allmächtige Eros brachte diesen Berg zum Blühen, und der Berg trieb den Parthenon und die Propyläen hervor samt der goldelfenbeinernen Athene. Ebenso erzeugte der Boden die göttlichen Zwillinge Mythos und Poesie und mittelbar durch sie, die das Leben regierten, die ganze griechische Kultur. Nichts Fremdes gab es da; was von aussen eindrang, wandelte sich nach der Umgebung und wurde bodenständig. Die gewaltigste Stileinheit verband alles Aeussere und Innere zu einem untrennbaren Ganzen. Darum kann Griechenland nicht mit den Augen allein genossen werden; es gibt ja so viele Dinge auf griechischer Erde, die noch gegenwärtig, aber nicht mehr sichtbar sind. Das beweisen die Klagen enttäuschter Reisender im Fremdenbuch des *Hôtel du Chemin de fer* in Olympia. Ein Amerikaner hat die seinen in launige Verse gebracht, womit er von dem Land der *Götter und Geissen* (of gods and goats) Abschied nimmt: *For me the west!* Jawohl, wer nicht Griechenland mit allen Poren seines Wesens trinken kann, für den ist der Westen mit seiner Buntheit und Neuheit besser. Wer aber mit der grossen Liebe kommt und alle Sinne aufs höchste spannt, der findet die alten Götter wieder im ganzen Glanz ihrer Frühzeit, so wie sie in den homerischen Gesängen leben. Wie hatten

sie es nur verschuldet, die Feurigen, dass sie erst zu kalter Repräsentation nach Rom verschleppt wurden, dann durch den Mummenschanz und Trödelkram der Renaissance hindurchgehen mussten, bis sie schliesslich zu faden Ehrenpräsidenten unserer Kunst- und Industrieausstellungen verblassten? Wahrlich, das frühe Christentum, das sie zu bösen Geistern und Kobolden umschuf, hatte von ihrer Macht und Würde noch einen besseren Begriff gehabt. Nun aber setzt den Fuss auf ihre Heimaterde: hinter den Dunstmassen, die heute den Oros von Aegina umhüllen, seht ihr die schwarzwolkige Stirn Kronions, und die Blitze, die eben niedergehen, sind von seiner höchsteigenen Hand geschleudert. Wenn der Himmel sich nach den Regengüssen noch einmal aufhellt, so wird vielleicht vom Parnassos das Angesicht des Fernhintreffers noch rasch im Sonnenuntergang nach der Burg seiner hohen Schwester herüberschauen, und gleichzeitig überblickt Poseidon von seinem Tempel auf Sunion freudig sein weites Reich. Nicht einmal ihre Namen haben sich abgenützt, sie waren ja so weise, für den entwertenden europäischen Alltagsgebrauch lateinische anzunehmen.

Aber was hilft's, sich noch mit allen Fasern anklammern! Die Schiffsplätze sind belegt und die Koffer gepackt. Nur zweierlei will uns die kurze Stunde noch verstatten: einen Abendgang nach Kolonos und dann einen langen letzten Abschied von der Akropolis.

Die Geburtsstätte des Sophokles, deren Lieblichkeit in einem seiner schönsten Chorgesänge verherrlicht ist, sahen wir in der ergreifenden Stunde des

Sonnenuntergangs. Aber keine Nachtigallenchöre flöten mehr auf dem Hügel von Kolonos, und was heute dort schimmert, sind nicht seine Heiligtümer, noch die Silberzweige des hochgepriesenen Oelbaums, es ist sein kahler, aus mächtigen Steinplatten gewölbter Buckel, der sich fast unheimlich ansieht, als ragte die nackte Hirnschale eines Riesen aus dem Boden, völlig haar- und fleischlos. Man möchte eine ungeheure Ladung Erde aufführen können, um das unwürdig blossliegende heilige Gebein damit zu bedecken. Oben stehen zwei umfriedete Stelen über den in den Stein gehöhlten Gräbern zweier Griechenfreunde, Ottfried Müllers und des Franzosen Lenormant. Der unbetretbare Hain der Eumeniden ist verschwunden, wo Oedipus den letzten Schutz fand, und der Tempel des Poseidon, in dem der fromme Theseus jenes Tages opferte. Aber jenseits der Talsenke, über der Antigone die Türme von Athen sich erheben sah, liegt auch heute die sanft ansteigende Stadt (die Türme sind es leider, die kräftigen senkrechten Linien, die jetzt fehlen) und die Akropolis, schon zu geisterhaften Umrissen entkörpert, blickt von ferne herein. Im Rücken von Kolonos grünt noch der Demeterhügel, wo den Grossen Göttinnen unterm Tau des Himmels der heilige Kranz von Narzissen und Krokus blühte, und der steile Absturz zu unseren Füssen, der jetzt mit widrig riechendem Kehricht angefüllt ist, war vielleicht der Erdschlund, der den erlösten Oedipus aufnahm.

Und nun ist der letzte Tag aufgegangen. Unterhalb des Niketempels habe ich die Opuntien abgeschnitten, die ich mit mir nehmen und auf eigenem Grunde an-

pflanzen will. Wir haben auch zu guter Letzt noch am Nordhang der Akropolis die altheilige Burgquelle Klepsydra aufgesucht und die Grotte, die die Athener dem Pan für sein persönliches Eingreifen in die Schlacht von Marathon weihten. Leider ist die liebenswürdige Kinderwelt, die uns hier am ersten Tag entzückte, durch den Besuch der Orientalisten und das unter sie gestreute Kupfergeld unterdessen ganz verwildert. Auch lässt die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Ortes stark zu wünschen übrig: der Schmutz, der vor der Grotte aufgehäuft ist, macht sie beinahe unzugänglich. Ueberhaupt wird diese Seite des Burgbergs zur Kehrichtablagerung benutzt. Auch ein Ziegenaas mit langen Hörnern lag zu dem Müllhaufen hingeworfen. Doch kein übler Geruch ging davon aus, es dorrte in Sonne und Wind. Die ewigen Götter machen das Tote, das sie berühren, unverweslich, wie jene Kriegerleiche im Doppeldach des Heretempels von Olympia, von der Pausanias erzählt.

Mit unnatürlicher Geschwindigkeit fliegen heute die Stunden, und von morgen an wird alles nur noch Erinnerung sein.—Aber eine fast unbegreiflich hohe Gunst hat uns das Schicksal doch gewährt. Ich denke an all die nachgeborenen Griechenseelen, an die Dichter, die Künstler, die Seher, die nie die Heimat ihres Geistes betraten, vor allen an den einen, den die Sehnsucht verzehrte und der noch in der Nacht des Irrsinns geheimnisvoll von Hellas weitersang. Unglücklicher Hölderlin, hätte er nur einmal auf der Akropolis stehen und auf das heilige Land hinunterblicken dürfen. In welchem Wahrtraum hatte der Sohn des Neckartals

diese Inseln und Berge mit solcher Deutlichkeit geschaut, dass man in Griechenland auf Schritt und Tritt an ihn erinnert wird? Nur eines kannte er nicht, das Licht von Hellas, das strahlende und doch so milde Licht, das den Schatten die wunderbare Leichtigkeit gibt. Und vielleicht war es gut, dass er es nicht kannte, denn es hätte ihm die Schwermut genommen, die der tiefste Born seiner Dichtung war, ohne ihn doch zum athenischen Vollbürger zu machen, es fehlten ja wie heute die verstehenden Genossen:

„Denn zur Freude mit Geist wurde das Grössre zu gross
Unter den Menschen, und noch, noch fehlen die Starken zu höchsten
Freuden, aber es lebt stille noch einiger Dank.“

Den wollen wir jetzt, da wir keine andere Gegengabe bieten können, für alles Empfangene an den Stufen des Parthenon niederlegen. Er gilt nicht nur den Göttern und Heroen, er gilt auch dem neuen Volke, das auf diesem Boden lebt mit dem Streben, seiner würdig zu sein; möge es glücklicher werden als seine grossen Vorfahren. Er gilt den Landsleuten und den Fremden, den bekannten und unbekannten Reisegenossen, die uns hilfreich waren, und all den Händen, die uns, wohin wir kamen, so verschwenderisch mit Blumen beschenkten. Ihr Blumen von Hellas, noch lange werdet ihr nachleuchten in meiner Erinnerung, wer euch gesehen hat, dem scheinen alle anderen glanzlos.

Zum letztenmal tun sich die Propyläen vor uns auf.

Wie leicht sie im Lichte des Spätnachmittags dastehen; die verschobenen Säulentrommeln glänzen in ihrer edlen Bräunung wie mattes Gold. Zum letztenmal ersteige ich das Haus der Jungfrau und grüsse das Erechtheion, die Blume jonischer Baukunst. Beide sind sie mir der reinste Ausdruck des menschlichen Idealismus. Es fehle das Mystische, höre ich sagen, der Jenseitsgedanke, und das ist wahr, denn der Olymp ist selber auf die Erde entrückt. Wer seinen Lebenstag mit den Göttern verbracht hat, der hat das Seine dahin und mag unerwecklich in der attischen Erde schlafen.

Ob es jemals eine solche Kunst wieder geben wird? — Da blicken mich aus dem Azur die blausten Augen an, und eine Stimme, die nicht menschlich ist, weht mir aus der Luft des Landes zu:

Dann wird es eine solche Kunst wieder geben, wenn das zersplitterte Leben wieder einmal zu einer Einheit zusammenwächst. Der einzelne mit seinem Talent ist dazu nicht vermögend. Erst muss wieder ein Geschlecht geboren werden, das mit der Kraft des Genius auch die Seelengrösse der Kämpfer von Marathon und Platää in sich trägt. Die Griechen haben nicht für die Kunst gelebt. Was du von ihnen siehst, ist zerbrochene Schale. Edel zu leben und zu sterben war ihnen mehr. Aeschylos wollte keine andere Grabschrift, als dass er in Marathon tapfer mitgekämpft habe. Die Olympiasieger waren die Marksteine der Zeitrechnung. Das Grösste, was den Griechen gelang, und das Schönste, was sie hinterliessen, sind sie selbst mit ihrer Kraft und ihren Schwächen und ihrer allumfassenden Menschlichkeit.

Und was hat die Griechen so gross gemacht bei ihrer Menschlichkeit? wage ich zu fragen.

Dass sie keine Freude kannten, die nicht vom Geiste gewürzt war. Dass sie nicht das Tier im Menschen fütterten, damit es stark sei, sondern weil das Tier in ihnen stark war, ihm Bande, aber goldene Bande, anlegten. Das war ihre eine Grösse. — Ihre andere Grösse war ihre Ehrfurcht. Ehrfurcht, die sie trieb, ihre Abgeschiedenen zu Heroen zu machen und die vergöttlichten Gestalten als Vorbilder aufzustellen. An der Spitze jedes edlen Hauses stand ein Unsterblicher, und man wusste genau, durch wie viele Geschlechter die Ahnenreihe zum Gott hinaufführte. Da galt es sich des Stammvaters würdig zu zeigen. — Ihre dritte Grösse aber war ihr Glaube, ihr tiefer Glaube an alles Göttliche.

Mit einem Male zerreisst ein Schleier, und ich erblicke Sie, sie selbst, nicht als strenge Promachos, sondern ganz von siegreicher Anmut umflossen. Ich sehe das liebliche Wangenrund, die zaubervollen Lippen, aus denen die süssen Sophokleischen Gesänge gequollen sind, und die strahlenden Augen, die am tiefsten in alles Leben geblickt haben. Eine Jungfrau-Mutter der herrlichsten Heldensöhne und so liebenswürdig wie in ihrer Frühzeit, wo sie sich nicht zu gut dünkte, ihrem Freunde Herakles mit eigener Hand den Peplos zu weben. Gleich darauf ist sie verschwunden. Aber doch nicht verschwunden, denn wohin ich die Blicke wende, strahlt aus dem attischen Land ihre Götteranmut wieder, und alle Dinge sehen mich mit ihren Augen an.

Das ist der rechte Augenblick, um zu scheiden.

Am Morgen des 7. Mai trägt uns die „Peloponnesos", die kleine Nussschale der Gesellschaft Gudis, in Ermangelung der Lloyddampfer, die noch in Konstantinopel festliegen, zum Piraeus hinaus. Athene hat uns schon ihr Angesicht entzogen: die Akropolis verbirgt sich hinter leichtem Dunst. In zwei Tagen werden wir in Brindisi landen und werden im Flug das glückliche Kampanien durcheilen, ich aber werde auf der Durchfahrt die Augen schliessen, um das Bild einer höheren, stolzeren und zarteren Schönheit festzuhalten.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

	Seite
Der Parthenon von der Westseite	V
Grabrelief, Athen, Nationalmuseum	VII
Der ieukadische Feis	10
Der Niketempei mit den Propyläen	16
Opferstiere aus dem Panathenäenfries	22
Reitergruppe aus dem Panathenäenfries	26
Reitergruppe aus dem Panathenäenfries	28
Der Areopag	32
Der Theseustempei	38
Die Ruinen des Olympieion	44
Kleine Metropolis, Athen	48
Siegesgöttin, sich die Sandale bindend, Athen, Akropolismuseum	54
Grabmal des Dexileos	62
Grabrelief des Aristonautes	68
Der Heilige Weg von Athen nach Eleusis	72
Korbträgerin	80
Demeter und der Zug der Mysten	86
Akademie der Wissenschaften	92
Der Turm der Winde	96
Die Gräberstrasse am Dipylon	106
Aufgang zum Löwentor von Mykene	110
Die Burg von Tiryns	126
Blick auf Palamidhi	130
Theater in Epidauros	134
Amazone vom Asklepiostempel	138
Apollontempel mit Akrokorinth	142
Aufgang zur Agora, Korinth	144
Das Brunnenhaus der Pirene	146
Der Markt von Korinth	148
Der Glaukebrunnen, Korinth	150
Der Kanal von Korinth	154
Der Wagenlenker im Museum zu Delphi	156
Der Nabelstein	158
Teil der Heiligen Strasse zu Delphi	162
Das Schatzhaus der Athener	166

Die Korenhalle des Erechtheion

	Seite
Apollontempel und Theater in Delphi	170
Blick von Delphi nach Itea	172
Tanzende Mädchen auf dem Akanthusknauf, Delphi	178
Der Heretempel in Olympia	180
Der Flussgott Kladeos	184
Kopf der Kolossalstatue des Apollon	188
Die Nike des Päonios	192
Herakles, der Athene die erlegten stymphalischen Vögel bringend	196
Lysikratesdenkmal in Athen	206
Das Odeion des Herodes Attikos, Athen	214
Athen mit Lykabettos	234
Die Korenhalle	248

Die Abbildungen der leukadische Fels Seite 10 und Blick auf Palamidhi Seite 130 sind aus dem Werk von Leo Weber „Im Banne Homers" mit Genehmigung des Herrn Verfassers sowie der Dietrichschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig entnommen. Für zuvorkommende Ueberlassung anderer wertvoller Bildbeigaben sind Verfasserin und Verleger den Herren Prof. Heinrich Brockhaus in Florenz und Prof. Paul Wolters in München zum besonderen Dank verpflichtet.

Digitized by Google

Im gleichen Verlag erschienen von

Isolde Kurz

Florentinische Erinnerungen

2. Auflage, geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50

Isolde Kurz ist wohl neben Ricarda Huch die feinste und gehaltvollste unserer zeitgenössischen deutschen Schriftstellerinnen. Ein Buch aus ihrer Feder zu lesen, bedeutet deshalb einen vollen künstlerischen Genuss. Die Sprache, in der sie zu uns redet, ist von vornehmster Bildung und edelster Eigenart, und immer wieder erhebt uns der hohe sittliche Adel, der ihre Bücher beseelt. — In den „Florentinischen Erinnerungen" nimmt die Arnostadt selbst, die „stille Königin", wie sie Isolde Kurz nennt, naturgemäss die Hauptstellung ein. Die Menschen, die ihr dort begegneten, werden uns in liebevoller, psychologisch fein eindringender Weise geschildert, allen voran Arnold Böcklin. Ausser diesen persönlich gehaltenen Erinnerungen enthält das schöne Buch noch Ausflüge in die Umgegend von Florenz, und zum Schluss die in ihrer Art glänzende historische Skizze „Eine Tochter Octavio Piccolominis". Wir können die Anschaffung der „Florentinischen Erinnerungen" jedem, der bei seiner Lektüre einen wahren geistigen und künstlerischen Genuss erwartet, warm empfehlen.

Wiesbadener Zeitung.

Hermann Kurz

Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte

Mit 9 Bildbeigaben und einem Gedichtfaksimile

Geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50

Unter den schwäbischen Dichtern des vergangenen Jahrhunderts war Hermann Kurz der besten einer. Er war für uns lange fast verschollen. Jetzt scheint sein ermatteter Stern ins Aufglühen zu kommen. Da er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens in beinah vollkommener Abgeschlossenheit von der Welt versunken war, so ist sein Bild nicht hinlänglich umrissen und markant gewesen, um als unverlierbares Gut in unserem Gedächtnis festzuhaften. Nun steht sein eignes Kind, seine Tochter Isolde, als Kronzeuge für ihn auf, um seine et-

was kühl und marmorn gewordenen Züge mit neuem Blut zu beleben und uns wiederzuschenken. Ich möchte das Buch unserm Volke ans Herz legen, nicht sowohl weil es eine Dankesschuld an den Dichter abzutragen hat, als weil es von einer trefflichen Frau geschrieben ist, die gescheite, helle und fast klassische Worte zu sagen hat, und mit hörbarem Herzschlag die simple und schwere Lebensgeschichte eines nun lange unter der Erde ruhenden deutschen Dichters vorzutragen weiss. Es ist eine Lust ihr zu lauschen.

Jakob Grathwohl in „Württemberger Zeitung".

Nun endlich ist das lange angekündigte und sehnsüchtig erwartete Buch wirklich erschienen. Die Tochter hat für den Vater Zeugnis abgelegt — die Dichterin zugleich für den Dichter. Sie gibt uns ein ins einzelne gehendes Bild der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit. Sie betrachtet den Vater mit den Augen der Liebe, und manches mag ihr darum an ihm im verklärten Licht erscheinen. Aber sie ist auch an ihre Aufgabe mit dem Tiefblick des berufenen und bewährten Psychologen herangetreten, der die Aeusserungen des seelischen Lebens zu deuten und zu künden, zu sammeln und zu ordnen versteht. Endlich hat sie zur Vollendung ihres Werkes all ihren ehrlichen, um Vorurteile unbekümmerten Wahrheitssinn aufgeboten. Das deutsche Volk hat jetzt eine Lebensbeschreibung des trefflichen Mannes aus berufener Feder. Die wichtigsten Vorbedingungen zu seiner geistigen Auferstehung sind gegeben. Man darf darauf gespannt sein, ob sie endlich zur Wahrheit werden wird. Rudolf Krauss in der „Neuen Zürcher Zeitung".

Im Zeichen des Steinbocks

Aphorismen

2. Auflage, geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50, in Ganzleder Mk. 8.—

„Die schönsten und wahrsten Aphorismen, die jemals aus einer weiblichen Feder geflossen, sind die von Marie von Ebner-Eschenbach. Darum liegt nun alles darin, wenn ausgesprochen wird, dass die von Isolde Kurz jenen an Weisheit nicht nachstehen."

Helene Raff in Westermanns Monatsheften.

„Die besten Bücher über fremde Länder werden aus der Erinnerung und nicht aus der Anschauung heraus

geschrieben. Isolde Kurz ist geistig aufgewachsen in Florenz. Ihr Buch ist vor allem ein Buch der Erinnerung an all das Schöne und Edle, und auch das Dämonische, das sie mittel- und unmittelbar erlebte in der alten verzauberten Stadt. Mit dichterischer Anschaulichkeit spricht sie von ihren Erinnerungen, ein Buch des Lebens von stark anregender Kraft." Tägliche Rundschau.

Ueber „Hermann Kurz": „Man kann dieses so inhaltreiche und künstlerische Buch neben Freitags Bilder aus der deutschen Vergangenheit stellen; und etwas Besseres lässt sich einem deutschen Werk dieser Art wohl kaum nachsagen." Tägliche Rundschau.

Ueber die Aphorismen: „Es handelt sich hier nicht um eine Veröffentlichung von Splittern, vielmehr um die geistigen Resultate einer der besten Frauen unserer Zeit. Das Buch ist gleichsam eine Frauenphilosophie, ein Glaubensbekenntnis vom Leben, in seinen Höhen und Tiefen, in seinem Glück und Leiden."

Höhenluft weht aus dem Buche. Wie ein Landschaftsbild von den italienischen Seen mutet es uns an; wir spüren die frische klare Alpenluft, die von den fernen Gletschern herüberweht, und sind doch umfangen von der Glut italienischer Sonne und geniessen in Villen und Gärten die Spuren italienischer Kunst. Aus den Abschnitten, die Menschlich-philosophisches behandeln, sprechen die Lebenserfahrungen eines vornehmen, abgeklärten Geistes. Einen breiten Raum nehmen die Aphorismen über die Kunst und das Leben der Völker ein; hier spricht die Humanistin zu uns, deren Seele und Sinnen erfüllt sind von griechischer Schönheit und von dem Zauber Italiens. Isolde Kurz hat uns mit diesem Buche eine wundervolle Gabe beschert, zu der man immer wieder gern greifen wird, wenn man seiner Seele aus dem Alltagsleben heraus eine Feierstunde bereiten will. Die Frauenbewegung.

Isolde Kurz hat längst einen klingenden Namen unter den schriftstellernden Frauen Deutschlands; im vorliegenden Buche überrascht sie durch die Fülle feiner Gedanken in einer Form, die sonst eigentlich Domäne des Mannes gewesen ist. Wer ein wirklich wertvolles, über die Durchschnittsfrauenliteratur emporragendes Werk lesen will, der greife zu Isolde Kurz.
Deutsche Romanzeitung.

Ferner erschien in gleichem Verlag:

Otto Julius Bierbaum

Eine empfindsame Reise im Automobil

Mit Umschlagzeichnung von Emil Preetorius und sechzig Bildbeigaben. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50

Bierbaums Automobilreise hat seit seinem ersten Erscheinen so viele Freunde und Leser gefunden, dass eine neue Empfehlung dieses ebenso lehrreichen als amüsanten Buches überflüssig erscheint. Bierbaum war — bezeichnend für die Mannigfaltigkeit seiner kulturellen Interessen — in gewissem Sinne ein Bahnbrecher für die Verwendung des Autos als Reisewagen, und hat seine Ansichten in der Einleitung zur Automobilreise auseinandergesetzt. Davon abgesehen, bleibt sein Buch nicht nur eine nützliche Anleitung und freundliche Ermunterung zum persönlichen Genuss des Reisens, sondern kann mit der Fülle seiner Gesichte und seiner Frische manchem eine Reise ersetzen.

„Mit offenen, wachen, allen Erscheinungen des Lebens, der Natur zugewandten Sinnen reisen nennt Bierbaum empfindsam reisen, und dieses Reisen allein erscheint ihm als das wirkliche Reisen, wert und dazu angetan, um zur Kunst erhoben zu werden. Die endlose Reihe der humorvollen Episoden wird durch allerlei geistreiche Impressionen und ernste Betrachtungen noch wirkungsvoller gestaltet, wenn auch der sonnige Humor immer wieder die Uebermacht gewinnt." Danz. N. N.

Die Yankeedoodlefahrt und andere Reisegeschichten

Neue Beiträge zur Kunst des Reisens. Mit sechzig Bildbeigaben, meist nach eigenen Aufnahmen des Dichters. Geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50

In wie hohem Masse dieses Buch bei Presse und Publikum Anklang gefunden hat, ergibt sich aus den hier im Auszug folgenden Besprechungen:

„Was er uns in diesem umfangreichen Reisewerk hinterlassen hat, unter dem Sinnspruch „Humor ist, wenn man trotzdem lacht", ist wirklich in der lebens-

frohen Absicht geschrieben, die Kunst des Reisens zu verbreiten, an die Stelle des Gegendabfahrens das Verweilen an Stätten zu setzen, die etwas bedeuten, sowohl für die Kultur des Herzens, wie des Geistes. Ein echter, stiller, sonnenmilder Humor geht durch dieses liebe Buch, mit dem der in der Blüte seines Schaffens abgerufene Dichter für die Kunst werben wollte, in dem Kleinen das Grosse zu sehen und zu schätzen. Bierbaum hatte ein offenes Auge und offenes Ohr für alles, an dem der oberflächliche „Vergnügungsreisende" achtlos vorüberzugehen pflegt. Das macht die Lektüre dieser Reisebilder so reizvoll, dass er an seine mit dem Auge des Künstlers gesehenen und erschauten Landschaftsbilder philosophische, kulturgeschichtliche und andere Betrachtungen knüpft, aber nicht in lehrhaftem Ton, sondern stets mit der Grazie des lachenden Philosophen, der nirgends fremd ist, weil er überall teilzunehmen weiss. Es steckt sehr viel Lebenslust in diesen Kapiteln."

Breslauer Morgenzeitung.

„Der kecke Titel verrät schon den Charakter des amüsanten Reisebuches, in dem Dichtung und Wahrheit mit jener feuilletonistischen Virtuosität gemischt sind, die ein hervorstechender Wesenszug des liebenswürdigen Poeten war. Reiseeindrücke gibt uns der mit eigenen Aufnahmen Bierbaums reich durchsetzte Band. Reiseeindrücke von temperamentvoller Subjektivität und schillernder Buntheit, Schilderungen eines „guten Europäers", der sich aufs Reisen versteht, der über der Kunst nicht das Leben, über dem Leben nicht die Kunst vergisst. Das ist die Freude, die Bierbaum spendet; wir Kulturmenschen erkennen in ihm einen Gleichgesinnten, der sich nimmt, was zu ihm gehört, was ihn bereichert, der nicht in heuchlerisch unselbständigem Respekt vor Dingen stehen bleibt, die seinem Wesen fremd bleiben müssen. Mit einem Wort: eine Persönlichkeit, die sich den Eindrücken gegenüber behauptet."

Rhein.-Westf. Ztg.

Besonderes Interesse erregt auch das nach acht Monaten bereits in 9. Auflage vorliegende Reisebuch von

H. Heinz Ewers

Indien und Ich

Mit sechzig Bildbeigaben. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

Die Frankfurter Zeitung schreibt darüber:

„Ueber dies Buch lässt sich nur schwer berichten, man muss es eigentlich selbst gelesen haben, um sich von der köstlichen Art, wie die gewandte Feder Ewers' hier Wahrheit und Dichtung miteinander vermengt, einen Begriff zu machen. Es ist die Gabe eines Dichters, die uns hier geboten wird, eines Dichters, der aber doch nicht darauf verzichtet, uns auf seinen Reisen Geschautes und Erlebtes naturgetreu, wenn auch in künstlerischer Form, nahe zu bringen. So ist der Genuss bei der Lektüre ein doppelter und es werden wohl nicht viel anziehendere Bücher über Indien zu finden sein, die uns nicht nur über dieses eigenartige Land mit seinen so verschiedenartigen Bewohnern fesselnd erzählen, sondern uns auch den intimen Zauber mit empfinden lassen, der über der alten geheimnisvollen Zivilisation dieses Landes schwebt."

„Ewers' Schilderungen des Wunderlandes lassen sich wohl neben denen Kiplings sehen, wie er sie im ‚Kim' so wunderbar entworfen." Berliner Zeitung am Mittag.

„Ewers grösste Kunst, seine prachtvoll gesehenen Bilder eindringlich und voll in persönlichster Sprache wiederzugeben, ist auch hier bis zur Meisterschaft gelungen. Das Buch ist mit einer reichen Anzahl wundervoller photographischer Aufnahmen geschmückt. Wir glauben sicher, dass es den vielen, denen es nicht vergönnt ist, Indien zu schauen und zu erleben, eine willkommene Gabe sein wird." Düsseldorfer Zeitung.

„Das Starkpersönliche spricht aus jeder Zeile dieses eigenartigen Buches. Als Träumendem, als ewig Fragendem und ewig Forschendem begegnen wir Ewers' auf seinen indischen Kreuz- und Querfahrten. Nicht ermisst er sich, den mystischmagischen Schleier dieses Landes zu lüften, in dem alle Religionen und Völker sich mischen und trennen, und in dem nichts sterben kann, und in dem alle Vergangenheiten leben. In die erdrückende Masse der erschauten Bilder will er keine Ordnung bringen. Er wirft sie unbekümmert durcheinander. Und doch ist jedes dieser Gemälde, die wir in raschem Fluge erblickten, ein kleines Meisterwerk. Religionsphilosophische Betrachtungen wechseln mit kunsthistorischen und ethnologischen Studien ab. Auch dem modern pulsierenden Leben der Europäer wird hinreichende Aufmerksamkeit geschenkt. Wir danken Ewers aufrichtig, dass er uns im Gegensatze zu früheren

Poeten und Reisenden ein Indien schildert, wie es wirklich ist, unvergleichlich grandios in mystischer Pracht und Herrlichkeit, klein durch der Menschen kleinlichste Schwächen und Gebrechen, ein Land, dessen Rätsel nie ganz zu lösen sein werden." Tägliche Rundschau.

Zum Schluss sei noch hingewiesen auf

Oskar A. H. Schmitz

Fahrten ins Blaue

Ein Mittelmeerbuch

Mit fünfzig Bildbeigaben. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.
Umschlagzeichnung von Emil Preetorius.

Das neue Mittelmeerbuch des bekannten Essayisten Oskar A. H. Schmitz bietet unendlich viel mehr als die üblichen Reisefeuilletons, Rivieraplaudereien und dergleichen. Wenn uns auch der Verfasser in vielbereiste Länder führt, wie Spanien, Aegypten, Türkei usw., so ermüdet er uns nicht einen Augenblick mit der Schilderung tausendmal beschriebener Sehenswürdigkeiten und Gebräuche, vielmehr lässt er uns überall

zwischen den Zeilen des Lebens lesen.

Er verzichtet auf die Beschreibung der Alhambra, der Pyramiden, wie man sie in jeder Kunstgeschichte findet, dafür aber gibt er treffende Analysen des rätselhaften spanischen Charakters oder er leuchtet mit dem Licht des modernen Psychologen in die

Probleme des orientalischen Harems.

Wir hören von den sozialen Merkwürdigkeiten des Mohammedanerlebens und von der Philosophie der Maultiertreiber, von Banditenmoral und den Geheimnissen der türkischen Verwaltung. Wo aber der Verfasser weniger betretene Pfade geht — Ausflüge nach Cypern, nach Mallosea, in die grosse Oase der lybischen Wüste oder in den Atlas —, da gibt er

farbenglühende Schilderungen von Natur und Menschen;

da fallen psychologische Streiflichter in die Gründe des fremdartigen Lebens, belebt von humorvollen Beobachtungen des äusseren Dasein. — Das Buch ist allen denen zu empfehlen, denen das Mittelmeer Ziel der Sehnsucht oder Gegenstand der Erinnerung ist.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

Princeton University Library
32101 066908144